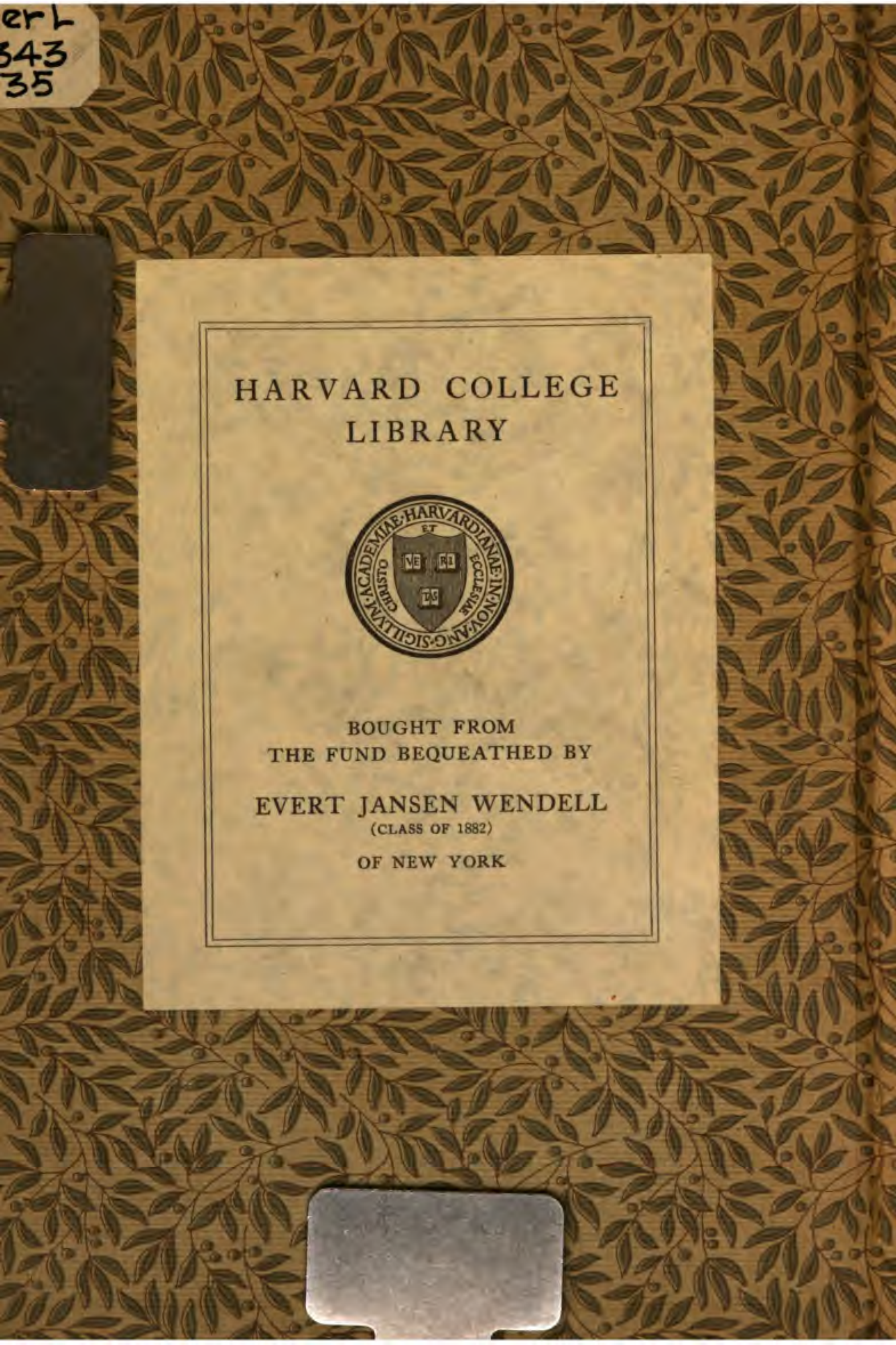
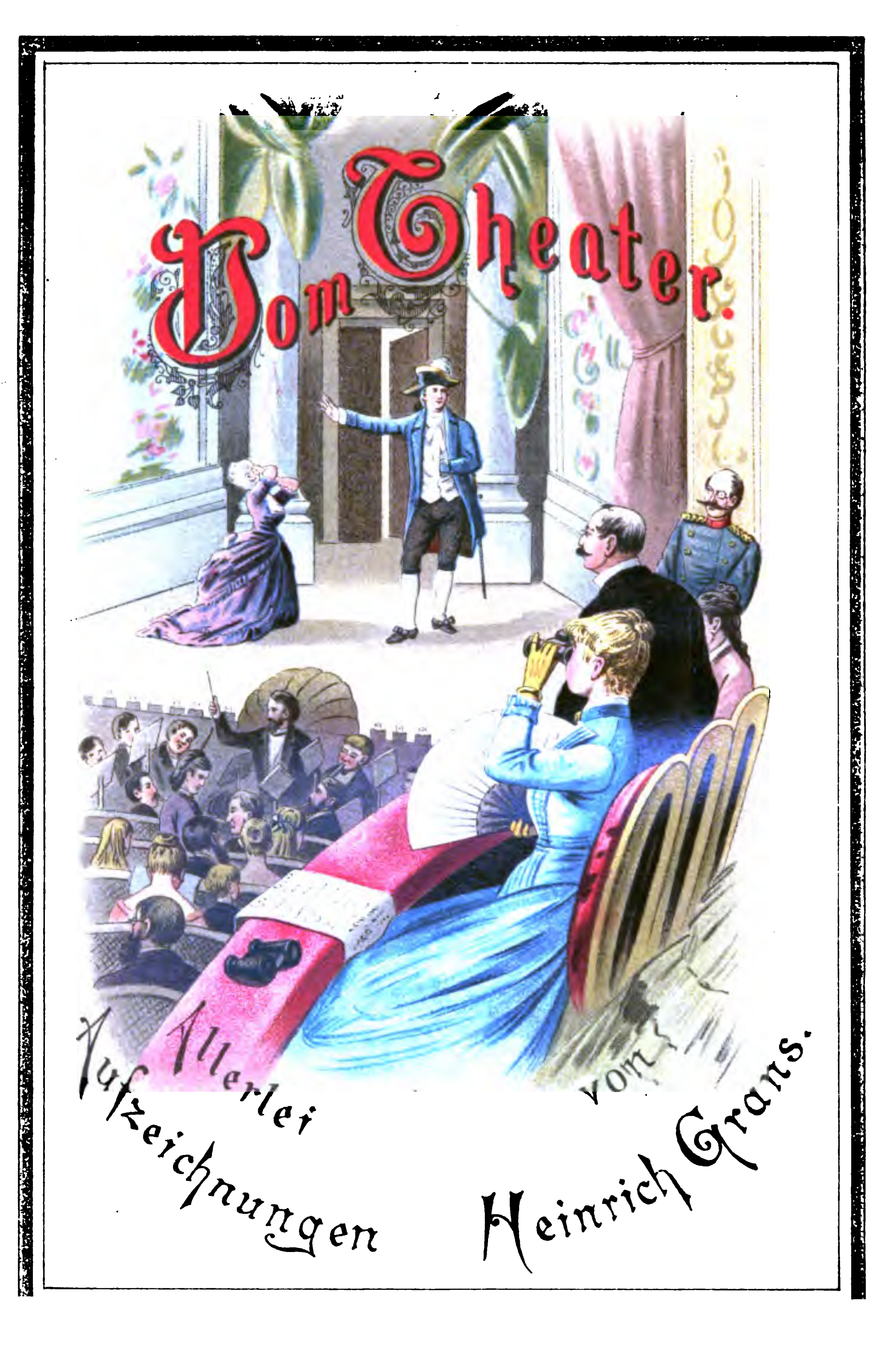




erL
343
35
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
BOUGHT FROM
THE FUND BEQUEATHED BY
EVERT JANSEN WENDELL
(CLASS OF 1882)
OF NEW YORK




Vom Theater.
Allerlei
Aufzeichnungen
von
Heinrich Grans.

Vom Theater.

Allerlei Aufzeichnungen

von

Heinrich Grans,
früher großherzoglich weimarischer Hofschauspieler und Oberregisseur
des Leipziger Stadttheaters.



Leipzig.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1889.

Papier von Ferd. Flinsch in Leipzig.

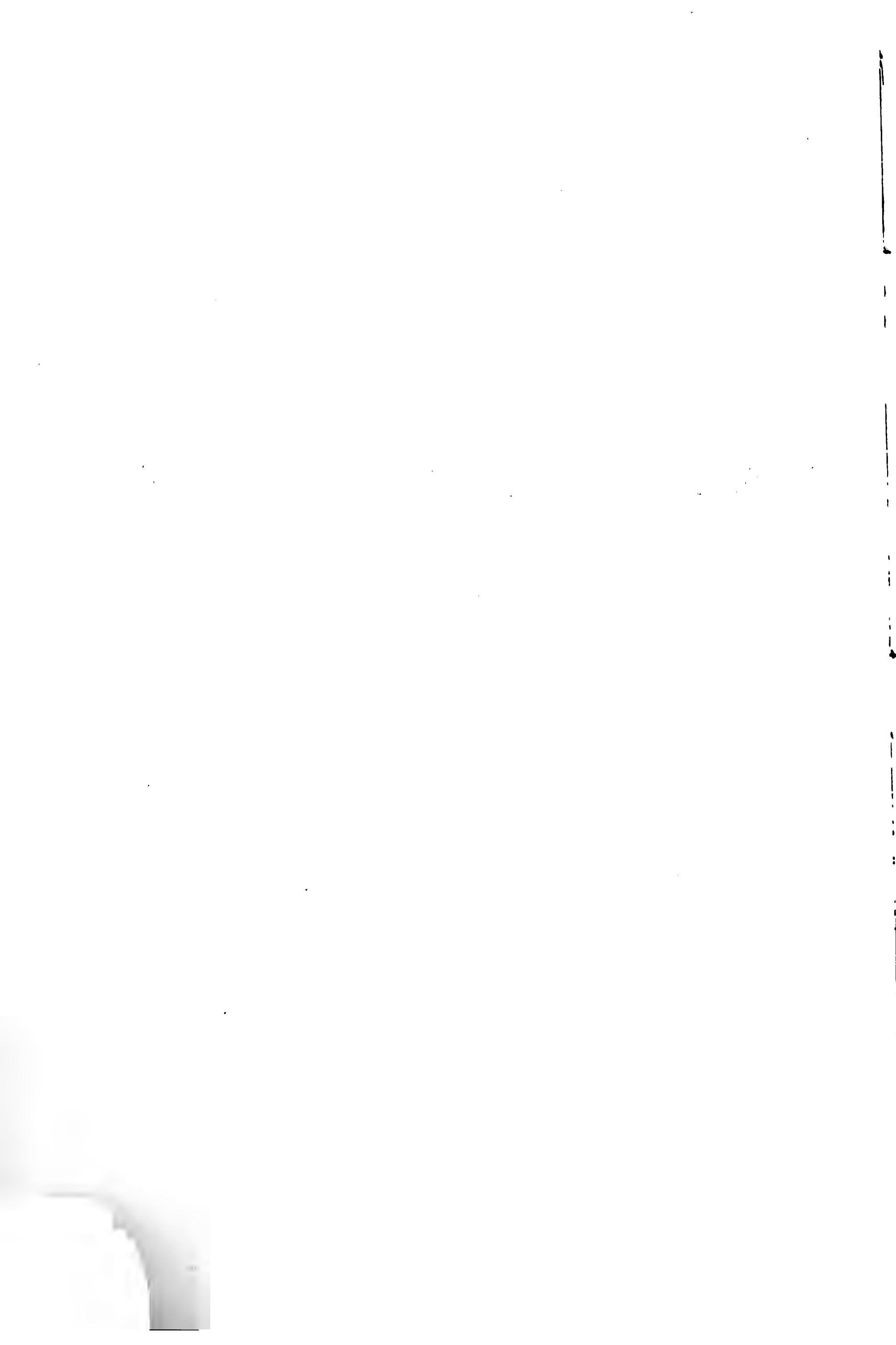
Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Herrn und Frau Major Dieckstahl

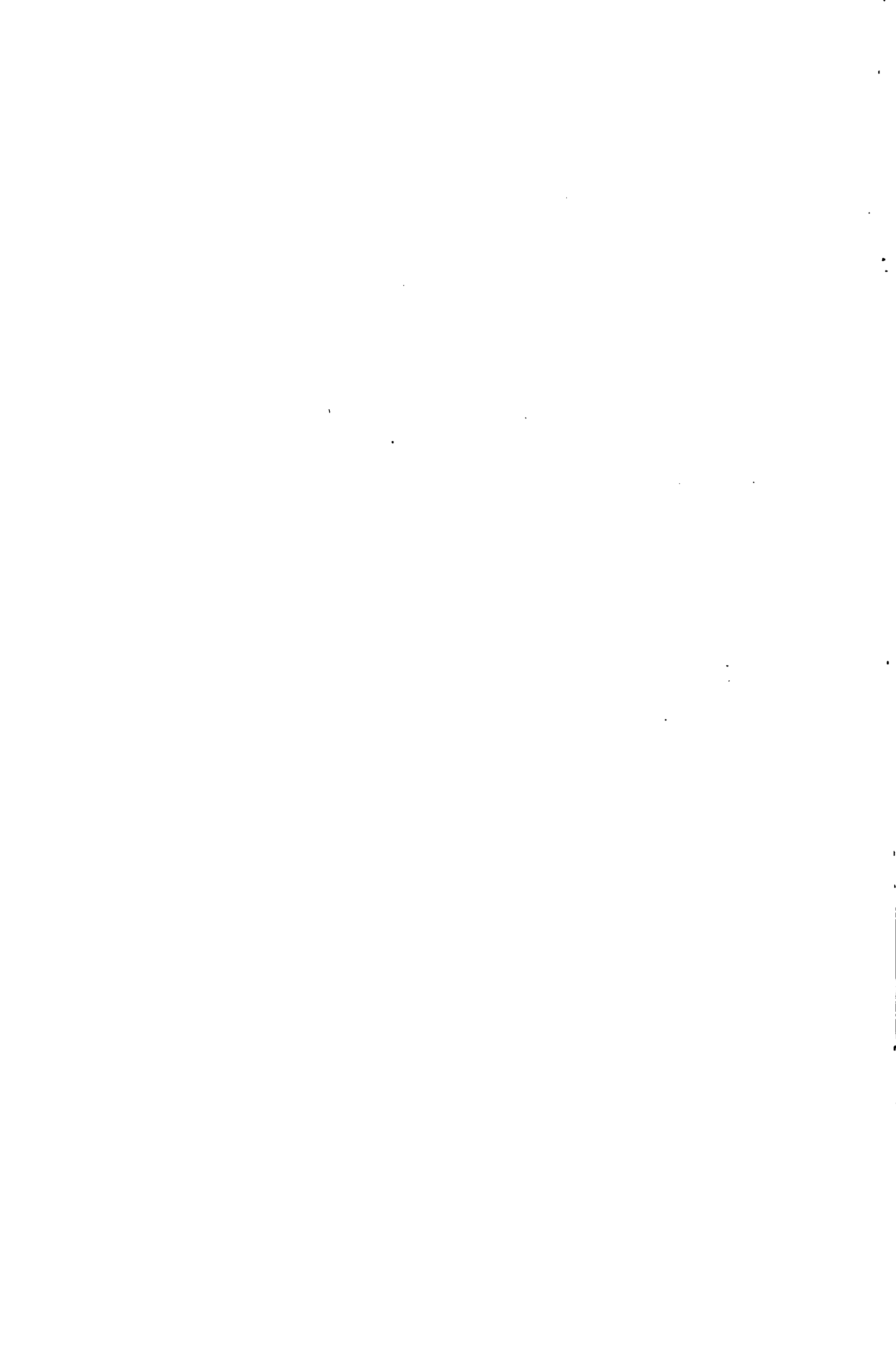
in

Verehrung und Freundschaft gewidmet

vom Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.



Vom Theater.

I.

Erinnerung an Theodor Döring.

Es ist eine oft gehörte Klage, daß unsre Zeit sehr leicht vergißt. Wäre dies wirklich der Fall, so hätte ich alle Ursache, dem Himmel zu danken, welcher mir das unschätzbare Geschenk eines ausgezeichneten, oft unerbittlichen Gedächtnisses verlieh. Und diese Gabe ist mir selbst auch in vorgerückten Jahren treu geblieben. So erinnere ich mich noch sehr deutlich des überaus heißen Monats Juni im verhängnisvollen Jahre 1866 und eines interessanten Zwischenfalls, der sich zu jener Zeit in Weimar abspielte.

Auf Einladung des Großherzogs war Theodor Döring, der geniale preußische Hofschauspieler, nach Ilm-Athen zu einem Gastspiel berufen worden. An den Schluß dieses Gastspiels sollte sich am 24. Juni, dem Geburtstag des Landesherrn, eine Festvorstellung reihen, zu welcher höchsten Orts Lessings „Nathan der Weise" gewählt war. Man wünschte den Künstler in einer seiner hervorragendsten Rollen zu bewundern. Hatte doch Döring zu Weimar, namentlich in humoristischen Rollen, z. B. in seinem unvergleichlichen „Falstaff", einen wahrhaften Enthusiasmus erregt, der nicht nur im Theater selbst, sondern auch außerhalb desselben zum Ausdruck gelangte. Die Malerakademie veranstaltete ihm zu Ehren ein Künstlerfest im Freien; Dingelstedt gab eine glänzende Abendgesellschaft, und huldvoll bezeigte der Hof dem Künstler seine Aufmerksamkeit. Döring war über-

glücklich; er träumte sich endlich der Erfüllung eines Wunsches nahe, der schon lange in seinem Innern schlummerte. Noch war ihm auf seiner langen Künstlerfahrt jener äußere, sichtbare Ausdruck fürstlicher Gnade nicht zu teil geworden, wie seinen glücklicheren Kollegen: Dawison und Emil Devrient, welche ihr Knopfloch stolz mit einer vielfarbigen Rosette zu schmücken berechtigt waren.

Während des ganzen Gastspiels herrschte allerdings in der Stadt eine ungemein drückende Stimmung. Die Bayern standen zu jener Zeit bereits im Eisenacher Oberlande, bei Dermbach, und erstrebten eine Vereinigung mit den Hannoveranern, welche sich bei Langensalza sammelten. Wurde diese Vereinigung bewirkt, so war Erfurt und Weimar zunächst von einer feindlichen Invasion bedroht.

Unter diesen Verhältnissen erschien, bei 30 Grad Hitze, der 24. Juni, an welchem die erwähnte Galavorstellung: „Nathan der Weise", mit Döring, vor dem gesamten großherzoglichen Hofe und einer glänzenden Versammlung in Szene ging. Unter dem Drucke der schwülen Atmosphäre, die sich draußen zu einem Gewitter zusammenballte, und unter dem störenden Einfluß der ungünstigen Nachrichten, welche man vom Kriegsschauplatze erhielt, ist die geringe Aufmerksamkeit, welche jener festlichen Aufführung des „Nathan" zu teil ward, nur allzu erklärlich. Da obenein bei derartigen Festvorstellungen, reglementmäßig, jede laute Beifallsäußerung aufgehoben ist, so wurde dadurch die Stimmung nicht eben verbessert. — Nach dem ersten Akte schon verließ ein Teil des männlichen Publikums das Theater, kam aber schleunigst zurück, um hier und da leise Berichte zu erstatten. Man hatte Nachrichten von dem Vordringen der Bayern erhalten und erzählte sich Greuelthaten.

Indessen nahm auf der Bühne die Vorstellung ihren Fortgang. Der „Sultan" und „Sittah" überboten sich in langsamem Redetempo, da wahrscheinlich die Angst ihr Gedächtnis lähmte,

denn hinter den Kulissen hatte man bereits von Schließung des Theaters gesprochen. — Döring, den dies alles nicht zu kümmern schien, erging sich mit der heitersten Ruhe in einer behaglichen, epischen Breite, die mit der fieberhaften Erregung der Zuhörer nur wenig harmonierte.

Im nächsten Zwischenakt verbreitete sich die Nachricht: „Eisenach soll brennen!“ Adjutanten betraten mit Meldungen die großherzogliche Loge. Der Hof blieb, während viele Zuschauer sich entfernten. Vor dem Theater bildeten sich, trotz des schwarzbedeckten, drohenden Himmels, Gruppen bestürzter Menschen; eine Kaufmannsfrau eilte jammernd nach Hause, ihr Silberzeug zu vergraben.

Döring erzählte indes dem „Sultan“ unbeirrt und in einem verzweifelten Tempo die Geschichte von den drei Ringen. Bereits während derselben erschütterten einzelne Donnerschläge das Haus; das Gewitter brach los. Die Frau Großherzogin erhob sich und verließ mit ihrem Gefolge die Loge. Der Großherzog, zur Beruhigung des Publikums und aus Rücksicht für den Gast, blieb. Silbe für Silbe fiel schleppend von den Lippen des unerbittlichen Juden, und die Ungeduld erreichte einen wahrhaft martervollen Höhepunkt, als der „Klosterbruder“ den weisen Nathan in dem langsamen Redetempo noch zu überbieten suchte. — Endlich war das letzte Wort gesprochen, der Vorhang zum letztenmal gefallen, und damit trat die sehnsüchtig erharrte Erlösung aller ein. Es war die längste Vorstellung, welche ich je erlebt, die qualvollste für den Hof, für das Publikum und für die armen Schauspieler.

Bei Anbruch des folgenden Tages erhielt die ganze Lage eine andre, günstigere Färbung, nachdem sich die Gerüchte vom vorigen Abend, wenigstens zum größten Teil, eben nur als — Gerüchte erwiesen hatten. Um 11 Uhr hatte Döring eine Abschiedsaudienz im großherzoglichen Schlosse, welche für ihn mit einer bitteren Enttäuschung schloß. Durch den Generalintendanten

von Dingelstedt wurde ihm von höchster Seite als Souvenir eine überaus kostbare Busennadel mit Brillanten überreicht. Die Verhältnisse Dörings waren damals wenig geregelt, und so glaubte man vielleicht durch dieses Geschenk seinen Wünschen mehr zu entsprechen als durch eine Dekoration. Als ich auf dem Bahnhof von ihm Abschied nahm, war er ehrlich genug, aus seiner Enttäuschung kein Hehl zu machen.

Fast zwei Jahre waren vergangen, als ich auf einer Rückreise nach Weimar abends durch Gotha fuhr. Während der Zug hielt, eilte ich in den Wartesaal, und mein erster Blick fiel auf einen dort prangenden Theaterzettel: „Herzogliches Hoftheater" — „Gastspiel des königlich preußischen Hofschauspielers Theodor Döring." Freudig überrascht, entschloß ich mich, einen Zug zu überschlagen und den Künstler zu begrüßen. Es war gerade Zwischenakt, als ich durch den Diener meine Karte in seine Garderobe schickte, und bald darauf hörte ich durch die halb offene Thür, wie er mit seiner scharfen, schneidigen Stimme rief: „Soll 'reinkommen!" — Meinen Gruß ziemlich flüchtig erwidernd, winkte Döring mir, näher zu treten, und deutete mit schmunzelnder Miene auf ein kleines Maroquinkästchen, welches vor seiner Toilette stand. Ich wollte es nehmen, allein er wehrte mir so hastig, als ob ich ein Heiligtum entweihen wollte. Dann öffnete er selbst es und entnahm daraus mit den Fingerspitzen — das Ritterkreuz des herzoglich sächsisch-ernestinischen Hausordens, welches ihm während der Vorstellung verliehen war. — Ohne seinen Blick davon abzuwenden, nahm er meinen Glückwunsch entgegen und rief: „Sehen Sie, lieber Freund, Weimar hätte mir ja gar nichts genützt; das weimarische Band ist schwarz, gelb und dunkelgrün, das ist zu solide — macht nichts her. Aber das — das fällt in die Augen!" Dabei hielt er die Dekoration an den Nankingrock, den er bereits zum „Verschwiegenen wider Willen" angezogen hatte, und machte mit großen Augen vor dem Trümeau allerhand possierliche Stellungen.

Es war im Jahre 1877, als ich in Berlin Döring zum letztenmal sah. Wenige Jahre vorher hatte er das seltene Glück genossen, sein 50jähriges Künstlerjubiläum in Leipzig und in Berlin zu feiern, und bei diesem Anlaß war er mit Ehren, Geschenken und Auszeichnungen wahrhaft überhäuft worden. Sogar die Allerhöchste Verfügung, nach welcher einem noch aktiven Bühnenkünstler kein preußischer Orden verliehen werden solle, wurde bei dieser außerordentlichen Veranlassung durch den König aufgehoben. Der Jubilar erhielt den Roten Adlerorden. Ebenso wurden ihm von fast sämtlichen deutschen regierenden Fürsten Dekorationen zu teil.

Man hatte mir, als ich Döring in seiner Wohnung meinen Besuch machen wollte, mitgeteilt, daß er zu einer Audienz in das kronprinzliche Palais gefahren sei, daß ich ihn aber später bei Lutter und Wegner treffen würde. Dies war auch der Fall. In festlicher Toilette, um die weiße Krawatte das Band der wendischen Krone geschlungen, die Brust starrend von Ritterkreuzen, welche, wie verschämt, von der breiten Klappe des Fracks halb bedeckt wurden, so trat er, noch angenehm erregt von der gehabten Unterredung, in das bekannte Parterrezimmer der Weinhandlung. Er begrüßte mich ausnehmend herzlich und forderte mich auf, ein Glas Wein mit ihm zu trinken — „denn das viele Sprechen hat mir die Kehle ausgetrocknet", rief er, „und das lange Stehen macht müde!"

Mit Vergnügen sah er, wie ich meine Blicke immer und immer wieder der so überaus reich geschmückten Brust zuwendete.

„Ja, lieber Freund", sagte er, und bot mir dabei eine Prise aus seiner prächtigen goldenen Dose an — ebenfalls ein Jubiläumsgeschenk — „der Dichter hat wahr gesprochen: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle". Übrigens, der ist jetzt auch da!" Dabei zeigte er mit vergnügtem Lächeln auf den weimarischen Falkenorden.

Ein Jahr später trug man den lustigen Falstaff zu Grabe.

II.

Fritz Gumtau.

„Die Originale stehen auf dem Aussterbeetat!“ rief mir ein Bekannter in einem Künstlerkaffee über den Tisch zu, indem er mir aus einer Breslauer Zeitung die Anzeige von Gumtaus Tod vorlas.

Er hatte recht, ein Original im wahrsten Sinne des Wortes war der Verstorbene gewesen. Das wird jeder bestätigen, der zu ihm in näheren Beziehungen gestanden, oder Gelegenheit hatte, ihn in seiner Wirksamkeit zu beobachten.

Fritz Gumtau, in der Nähe Berlins geboren, widmete sich schon früh und mit leidenschaftlicher Hingebung dem Theater; er fand aber seine Erfolge dort weniger als Darsteller, denn als Direktor, Regisseur und dramatischer Lehrer. Nach dieser Richtung hin leistete er Vorzügliches, hier bleibt sein Andenken unvergessen! — Wie mancher jugendliche Anfänger, der jetzt an einem ersten Hoftheater in erster Reihe steht, wurde von ihm auf den rechten Weg geleitet und nennt jetzt am Ziele dankbar seinen Namen!

Man hat sich vielfach darüber gewundert, daß es Gumtau bei diesen nicht gewöhnlichen Fähigkeiten doch nicht gelungen ist, eine artistische Stellung an einer bedeutenden Hofbühne einzunehmen; allein das lag wohl zumeist an dem gänzlichen Mangel verfeinerter Umgangsformen, wie sie dort gebräuchlich und gefordert

werden, mehr aber noch in seiner Gewohnheit, die Dinge stets beim rechten Namen zu nennen. Wie oft er dadurch angestoßen, ist durch zahllose Anekdoten erwiesen.

Aus seiner bunten, vielbewegten Theaterkarrière hebt sich besonders scharf und glänzend die Übernahme und Führung des „Nationaltheaters" in Berlin, vom 28. August 1871 (Eröffnung zu Goethes Geburtstag mit „Egmont") bis zum 1. Mai 1874, hervor. — Was Gumtau in diesem Zeitraume auf der Grundlage eines gediegenen, vorzugsweise klassischen Repertoires und eines gut geschulten Ensembles geleistet, ist wiederholt durch die Presse gebührend anerkannt worden und wird unvergessen bleiben, trotzdem der Schauplatz vor fünf Jahren durch Feuer zerstört worden ist.

Gumtaus Verdienst war es, den „Shakespeare-Apostel", Otto Lehfeld, im „Nationaltheater" zuerst den Berlinern präsentiert zu haben und ihm zu einer Popularität zu verhelfen, die für beide Teile neben zahllosen Ehren reiche goldene Früchte trug. Aber Gumtau war auch der Mann dazu, um das unbändige, aufbrausende Naturell Lehfelds zu zähmen und die allzu üppigen Auswüchse, welche durch die Erfolge gesteigert wurden, niederzuhalten.

Eines Abends wurde „Clavigo" gegeben, ein Drama, welches nur selten der Kasse Einnahmen verschaffte. Lehfeld sollte den „Karlos" geben. Gewohnt, schon eine halbe Stunde vor Anfang fix und fertig auf der Bühne zu erscheinen, erblickte er durch das Loch im Vorhang den großen Zuschauerraum noch gänzlich leer.

„Ich spiele nicht!" rief er dem eben erscheinenden Gumtau zu. „Ich spiele nicht!"

Dieser suchte ihn zu beruhigen, sah nach der Uhr und wies darauf hin, daß es ja noch früh sei, daß das Publikum, bei den großen Entfernungen, immer erst im letzten Augenblick erscheine und dergleichen mehr. Alles war umsonst. Jedes freundliche

Zureden machte ihn nur noch obstinater und er schloß mit dem Refrain: „Ich spiele nicht!“

„Also du willst nicht spielen, Otto?“ fragte endlich ungeduldig Gumtau.

„Nein!“

„Gewiß nicht?“

„Gewiß nicht!“

„Na, da müssen wir's anders einrichten!“ Damit verließ er ruhig die Bühne.

Lehfeld stutzte und ging mit schweren Tritten, die Hände auf dem Rücken, an den Kulissen auf und ab. Nach einiger Zeit erschien der Obergarderobier, ein unverfälschter Sachse, sah durch den Vorhang und rief:

„Ei Herr Jemine! — Das Jedrängle! — Heit' wird's aber voll!“

Lehfeld horchte auf, sagte aber nichts; er mochte wohl bereits im stillen seine voreilige Absage bereuen. — Der Sekretär erschien auf der Bühne.

„Nun“, wendete sich Lehfeld etwas höhnisch zu ihm: „was werdet ihr denn heute geben?“

„Ich weiß nicht“, entgegnete dieser ziemlich gleichgültig.

„Aber es muß doch dem Publikum angezeigt werden, daß ich nicht spiele?“

„Nein, das will der Herr Direktor nicht.“

Für Lehfelds Eitelkeit war das ein harter Schlag; noch mehr aber staunte er, als der Inspizient das Glockenzeichen zum Beginn der Musik gab und während diese noch spielte, erschien in der Kulisse plötzlich Gumtau im Kostüm und der Maske des „Karlos“.

„Was soll denn das, Bruder?“ fragt Lehfeld verblüfft.

„Nun, da du nicht spielen willst, muß ich für dich eintreten. — Ich bin ja studiert. Ich kann doch die Einnahme nicht verlieren. Also, wenn die Musik zu Ende, den Vorhang hoch!“

Die letzten Worte waren an den Inspizienten gerichtet.

„Nein, nein — ich werde spielen!“ rief hastig Lehfeld. „Ich hatte nur — es — es ist mir jetzt schon wieder besser.“

Gumtau lächelte; der Schlaue verstand „die Art, mit Hexen umzugehen“. Die Vorstellung war gerettet.

Auf den Proben entwickelte Gumtau eine bewunderungswürdige Ausdauer oder, besser gesagt, Zähigkeit, zugleich aber auch, obschon im Interesse der Sache, eine Grobheit, welche oft die Augen der Damen mit Thränen füllte. In „Maria Stuart“ rief er dem Fräulein Wiehler, jetzigen Frau Dr. Tyrolt, einer blendenden Erscheinung, welche die Titelrolle gab, wütend zu: „Millionendonnerwetter! Wackeln Sie doch nicht wie 'ne Ente! Königinnen stehen stolz da und gehen nicht so — die Füße einwärts!“ Und nun machte er ihren Gang, wenn auch outriert, nach.

Alles lachte und die Königin weinte. Aber auf der nächsten Probe zeigte es sich, daß die Kur allerdings grausam, aber probat gewesen war. Maria Stuart wackelte nicht mehr.

In einem Stück des Prinzen Georg von Preußen, mit dessen Inszenierung sich Gumtau große Mühe gab, wollte auf der Probe manches nicht „klappen“, wodurch er in eine desperate Stimmung geriet und laut wetterte und schrie. In diesem wenig geeigneten Moment erschien eilig und geheimnisvoll der Theaterdiener, um jemand zu melden. Gumtau, wütend über die Unterbrechung, fertigte ihn mit dem bekannten frommen Wunsch des Götz von Berlichingen ab, unterbrach sich aber sehr verlegen, als er den Prinzen Georg mit seinem Adjutanten, beide herzlich lachend, in der Kulisse erblickte. — Als Gumtau die Direktion des Nationaltheaters niederlegte, geschah dies unter den günstigsten Verhältnissen. — Er übernahm nun wieder das Stadttheater in Halle. Seine besondere Liebe für die Stadt an der Saale zog ihn wieder und immer wieder dahin und bestimmte ihn endlich, dort für immer sein Domizil aufzuschlagen.

Die Direktion des alten Stadttheaters führte er mit einem kleinen, von ihm gut eingeübten Personal in stets solider Weise und wußte oft siegreich gegen Teilnahmlosigkeit und extravagante Ansprüche des Publikums anzukämpfen. Schätze gewann er dabei nicht, aber er verdiente in den Wintermonaten so viel, um im Sommer kleine Vergnügungsreisen zu machen oder einen ruhigen Erholungsort aufsuchen zu können.

Zur Charakteristik Gumtaus ist es notwendig, zu erwähnen, daß er sich beständig seines geliebten heimatlichen Dialekts, der nicht immer schön klang, bediente, und darin das laisser aller außerordentlich weit trieb. — Es klang darin alles viel härter, schärfer und — roher, als es eigentlich wohl in seiner Absicht lag, denn im Grunde war Gumtau herzensgut und half manchem aus großer Bedrängnis, sei es durch eine freiwillige Zulage, ein Benefiz, oder ein heimlich zugestecktes Geldpäckchen.

Als er noch die Direktion des „Nationaltheaters“ in Berlin führte, kam zu ihm ein damals noch sehr junger Schauspieler, ein Anfänger, mit dem er sofort einen mehrjährigen Kontrakt, aber mit sehr kleiner Gage, abschloß. Sein Scharfblick entdeckte hier bald ein großes Talent, welches er durch besondere Überwachung, namentlich aber durch seine strenge Regieführung, nach und nach dahin brachte, daß der junge Künstler ein besonderer Liebling und eine Zugkraft seines Theaters ward.

Nach Ablauf des Vertrags drückte er demselben beim Scheiden ein Paar Rollen mit je 100 harten Thalern in die Hand und sagte zu dem Hocherstaunten: „Nehmen Se man, mein Lieber, det is für Ihre kleene Gage, det habe ick für Sie gespart. Nehmen Se nur, Se haben mir det zehnfach injebracht!“

Der Beschenkte war Adolf Klein, gegenwärtig königlich sächsischer Hofschauspieler in Dresden.

Hervorragende Leistungen und außerordentliche Anstrengungen einzelner Mitglieder seiner Gesellschaft pflegte Gumtau

oft dankbar in seiner originellen Weise anzuerkennen, indem er dem Betreffenden ermunternd sagte: „Sie waren heute sehr jut. — Kommen Se nachher mit in meine Stammkneipe und trinken Se 'n Glas Bier mit mir! Sie müssen sich wieder stärken.“ Daraus wurde denn nicht selten ein Souper mit Wein, oder gar einigen „Pullen“ Sekt. Oft lud er auch mehrere Mitglieder und zuweilen die „janze Bande“ ein. Letzteres war namentlich nach Novitäten der Fall, welche in allen Teilen gut gespielt worden waren und einen durchschlagenden Erfolg errungen hatten. „Nich wahr“, sagte er dann mit strahlendem Gesicht zu einem ihm befreundeten Bankier, „meine Jungens waren heute sämtlich jut?! Det muß anerkannt werden!“ Gumtau war ein Feind aller Possen, aber als Privatdirektor war er am Ende gezwungen, jeder Geschmacksrichtung Rechnung zu tragen und die Kasse zu berücksichtigen. Er befaßte sich indes so wenig als möglich mit diesem Genre und hatte sogar seinen eignen Regisseur für die Posse. Als ihm dieser einst in der Konferenz die Besetzung einer Novität dieses verhaßten Genres vorlegte, rief Gumtau empört: „Sie sind wohl janz von Jott verlassen?! Meine ersten Mitjlieder wollen Se mir in die Saukomödie zum Fatzke machen?“

„Ich mußte es diesmal thun, Herr Direktor“, entgegnete der Regisseur, „es ist ein zu großes Personal. Ich kann die Posse sonst nicht besetzen.“

„Jott sei Dank!“ rief Gumtau, „dann jebe ick einfach die ***Komödie nich!“ — Trotzdem machten ihm am Sonntag die Possen volle Häuser, und wenn er dann durch den Vorhang sah, schrie er wütend auf: „Da sitzen nu die Kaffern, Kopp an Kopp, wenn ick aber meine Klassiker jebe, dann jehen se in de Kneipe und spielen Skat, die Ochsen! — Na, heute jehe ick in die Kneipe und spiele Skat!“

Auf einer Probe von Schillers „Räuber“ im Halleschen Theater — von ihm gewöhnlich die „Musenscheune“ genannt —

ließ er wiederholt das Hinunterwerfen des „Franz Moor" in den Hungerturm probieren, ohne daß die Banditen es zu seiner Zufriedenheit ausführen konnten. Endlich schrie er ihnen zornig zu: „Wenn Schiller euch gekannt hätte, dann hätte er die janze Bande in den Turm schmeißen lassen!" Und indem er sich zum „alten Moor" wandte, den ein Anfänger spielte und der sehr ungeschickt auf einer Rasenbank kauerte, sagte er: „Sie sitzen ja da, als ob sich die olle Jammerpflaume in dem feichten Turm 'n Blasenkrampf jeholt hätte!"

Gumtaus Pünktlichkeit, sowohl beim Beginn der Proben wie der Aufführungen, ist allbekannt. Die sogenannte Respektzeit oder das akademische Viertel existierten für ihn nicht.

Eines Morgens kam eine Dame zehn Minuten nach zehn Uhr glühend und atemlos in das Theater gestürzt. „Na", sagte Gumtau ruhig, „nu setzen Se sich mal erst hin und verpusten Se sich. — So!" — Dann begann er die Anwesenden zu zählen: „Eens, zwee, drei, vier, fünf ꝛc. Fünfzehn Personen sind wir hier, die uf Sie gewartet haben. Wenn ick nu uf jeden immer zehn Minuten gewartet hätte, wann hätt'n dann die Probe anjefangen? — Rechnen Se sich det mal aus, mein jnädiges Freilein, wenn Se nich zu dämlich dazu sind."

Wie mit den Proben, so hielt Gumtau auch mit den Vorstellungen eine peinliche, aber wohlthuende Pünktlichkeit aufrecht. In der Erinnerung vieler lebt heute noch unvergessen folgende Episode:

Dr. Förster, damals Direktor des Leipziger Stadttheaters, gastierte mit seinen beiden Söhnen im Halleschen Theater bei Gumtau. Punkt 7 Uhr begann gewöhnlich die Musik und mit dem letzten Takte derselben mußte der Vorhang hochgezogen werden. An diesem Abend fand jedoch diese Hausordnung nicht statt. — Plötzlich erschien Gumtau auf der Bühne und schnaubte den Inspizienten wütend an: „Wat is det für 'ne Schweinewirtschaft? Warum jeht denn der verfl.... Fetzen nich — hoch?"

Stotternd erwiderte der arme Inspizient: „Herr Dr. Förster ist noch nicht fertig.“ — „Ach watt“, sagte Gumtau, „det is mir janz ejal, lassen Se ufziehen!“

Da erscheint in der Höhe (die Garderobe lag oben, über der Bühne) Dr. Förster selbst: „Entschuldige, ich habe dem Herrn gesagt, er solle noch einen Moment warten.“

„Ach, Quatscherei!“ ruft Gumtau hinauf, „det is woll bei deiner Schmiere Sitte, aber bei mir nich!“ Sprach's und verschwand, wie er gekommen war.

Ein andermal hatte Gumtau auf der Probe einem jungen Schauspieler etwas wiederholt erklärt, ohne daß dieser es begriff oder wiederzugeben vermochte. Da springt er endlich ungeduldig auf und sagt zu ihm: „Na — nu setzen Se sich 'mal hier auf den Regiestuhl. — So! — Nu sind Sie der Esel von Regisseur, un ick bin der jroße Künstler.“ — Darauf spielte er ihm die Szene vor und sagte dann: „So, nun zeijen Se 'mal, ob Sie Esel det begriffen haben.“

Eine junge, tragische Liebhaberin, welche zum erstenmal die „Maria Stuart“ darstellen sollte, hörte die Reden „Burleighs“ im ersten Akt mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Gumtau, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte, ließ plötzlich inne halten, schob seine vier Gläser zurecht (er trug zu gleicher Zeit Brille und Kneifer), trat dicht an die Dame heran und sagte: „Mein Freilein, Sie sprechen det wie Wassersuppe. Wissen Sie denn, wat der Mann von Ihnen will? — Ihr'n Kopp will er un nich 'ne Butterstulle!“

Einer andern Dame, welche als „Preziosa“ dem „Zigeunerhauptmann“ mit dem Gewehr zu nahe auf den Leib gerückt war, schrie er zu: „Herr Jott! Sie stoßen dem ja mit de Flinte die Zähne in! Det is ja 'n Schießprügel, wat Sie da in der Hand haben, un keen Zahnstocher!“

Gumtaus Leib- und Magenrolle war der „Heinrich“ in Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“, worin er, namentlich im

Nachspiel als „verrückter Bettler" sehr ergreifend wirkte. Als auch der Darsteller des „William" von tiefer Rührung erfaßt wurde, flüsterte ihm Gumtau zu: „Bibbern Se nich so mit der Stimme, wenn Se jetzt schon so heulen, denn muß ick det ja merken. Wenn det och der tolle Heinzel is, so verrückt wie Sie bin ick doch nich."

Vor mehreren Jahren fand in Halle eine herrliche Obst- und Blumenausstellung statt, die manchen Touristen auf seiner Fahrt durch Thüringen veranlaßte, dort einen Tag zu verweilen. Auch mir war es so ergangen. Als ich beim Verlassen der Ausstellung aus den Händen einer schönen Verkäuferin einige Lose entnahm, stand plötzlich vor mir Gumtau, den ich noch nicht in Halle vermutete. Wir gingen gemeinsam der Stadt zu und er klagte mir seine liebe Not, daß es ihm seit einigen Jahren schwer falle, eine gute tragische Liebhaberin, eine Heroine, für sein Theater zu finden. „Weeß der Deibel!" rief er, „det Fach muß aussterben. „Iphigenien", „Deborahs" und „Jungfrauen" gibt's nich mehr. — Nu empfiehlt mir da mein Berliner Agent eine junge Dame, die sich unter meiner Leitung für det Fach ausbilden möchte. Se hat noch nie det Theater betreten, schreibt er, „aber ick würde aus ihr schon wat machen können. — Na, det is der jewöhnliche Mumpitz dieser Herren. Aber nu hören Se, wat mich reizt. In dem Briefe heißt et folgendermaßen: „Sie hat die Figur einer Klara Ziegler, nur schönere Formen, das Organ scheint ebenfalls äußerst klangvoll. Sie stand bis jetzt dem Theater gänzlich fern, hegt aber die größte Leidenschaft für dasselbe 2c. 2c." Nachschrift: „Die Dame will die Reise auf ihre Kosten unternehmen, damit Sie sie persönlich kennen lernen." "

„O, das ist ja vielversprechend!" rief ich.

„Na, det hab' ick och jedacht, und da et nichts kostet, so telegraphierte ick, se soll kommen; und hier, laut Gegentelegramm

meldet se mir, daß se sich heute nachmittag bei mir um 3 Uhr vorstellen wird."

„Nun, da wünsche ich von Herzen Glück zu diesem tête-à-tête!" rief ich lachend, „vielleicht finden Sie hier, was Sie so lange gesucht?"

„Wann reisen Se denn?"

„Mit dem Abendzug."

„Und wohin?"

„Nach Leipzig."

„O, da haben Se ja noch lange Zeit! Bitte, machen Se mir det Vergnügen, den Kaffee bei mir zu trinken und mir bei der Beurteilung dieser phänomenalen Erscheinung zur Seite zu stehen. Vier Oogen seh'n immer mehr als zwee, besonders da meine von Tag zu Tag schlechter werden."

Ich sagte zu und empfahl mich, um rasch noch einige Visiten zu machen und zu Mittag zu essen und stand noch vor 3 Uhr wieder an der Klingel seiner Thür, da ich, offen gestanden, ungeheuer neugierig war, diese junge Ziegler kennen zu lernen. Gumtau bewohnte damals ein stilles Haus in der stillen Brüderstraße.

Die Dame war noch nicht anwesend, als ich bei ihm eintrat, wodurch unsre Erwartungen immer gespannter wurden. — Plötzlich vernahmen wir ein kaum hörbares Klingeln an der Außenthür. Gumtau, seine Zigarre rauchend, beachtete es anfangs kaum, bis nach einer Pause eine ebenso schüchterne Wiederholung ihn wütend aufspringen und zum Stocke greifen ließ. „Diese verwünschte Bettelei!" — Damit riß er die Korridorthür auf, den erhobenen Stock in der Hand, den er aber sofort wieder senkte, als er vor sich die erwartete Tragödin ängstlich stehen sah, die ihm statt aller Worte schüchtern einen Brief entgegenhielt.

Gumtau entschuldigte sich, bat sie, näher zu treten, und nachdem er durch das Schreiben seines Agenten erfahren, daß

er in der Überbringerin das erwartete Fräulein Olga Männecke zu begrüßen habe, ging er sofort, wie ein Taxator, an die Musterung der Persönlichkeit. Die Figur, obschon ungewöhnlich groß, war doch durch entsprechende Proportionen und eine vorzügliche Haltung nicht störend, aber der kleine Kopf auf derselben und das Gesicht mit seinem wie lackiert glänzenden Teint, der böhmischen Nase und dem kleinen, aufgestülpten Kirschenmund — das alles paßte doch nicht für die hohe Tragödie!

Gumtau wendete sich ziemlich enttäuscht zu mir und wir verstanden uns.

„Bitte, Freilein Männecke, nehmen Se jefälligst Platz", begann nach einer verlegenen Pause Gumtau, indem er sich ihr gegenüber niederließ. „Also — Se woll'n sich der Bühne widmen?"

„Ach, ja!" hauchte sie.

„Haben Se denn ooch bereits Vorstudien jemacht?"

„Ach, ja. Ich habe mir viele Theaterstücke gekauft und Deklamierbücher. Die las ich dann immer, wenn ich nichts zu thun hatte, hinterm Büffett."

„Wo — lasen — Sie — die?" fragte Gumtau mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Gesichts.

„Hinterm Büffett, ich war ja zwei Jahre Büffettiere im Restaurant auf der Friedrichstraße Nr. —"

„So — det wußt' ick allerdings nich — ick würde Sie sonst diesem löblichen Berufe keenen Oogenblick entzogen haben und ick möchte Sie doch bitten, zu überlegen, ob et nich jeratener wäre, den warmen, sicheren Platz hinterm „Büffett" lieber nich mit dem schwierigen und fraglichen beim Theater zu vertauschen?"

„Nein, ich gehe zum Theater! Ich habe was erspart, ich kann's mit ansehen."

„Aber wer weiß, ob det Publikum et mit ansehen mag", seufzte Gumtau. „Doch sagen Se 'mal, sprechen Se denn immer so leise?"

„Ach, nein, wenn ich will, kann ich auch laut sprechen."

„Darf ich Sie ersuchen, det jetzt 'mal zu wollen und mir etwas vorzutragen? Ich möchte Ihr Organ in Stärke und Umfang kennen lernen."

„Ach, gern", hauchte sie, nahm aus einer eleganten Ledertasche, die sie in der Hand hielt, einen Band Gedichte und schickte sich an, daraus vorzulesen.

„Ich meine, nich ablesen", unterbrach sie Gumtau. „Sie sollen frei aus'm Gedächtnis wat vortragen, und mit den entsprechenden Bewegungen dazu."

„Ach, Sie meinen — auswendig?"

„Ja."

„Auswendig — kann ich nichts."

„Jotte doch!" rief Gumtau ärgerlich, „det erste beste, meinetwegen dat, wat Se in der Schule gelernt haben!"

„Ach, so was?"

„Steh'n Se uff — so, und nun legen Se los! Aber recht laut!"

Die Tragödin hatte sich erhoben und mit einem wahren Zwirnsfadenstimmchen begann sie:

> „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
> Ging einst mit auf die Weide,
> Mutwillig sprang es in den Klee
> Mit ausgelaff'ner Freude 2c. 2c."

Eine solche Wirkung ihres Vortrages hatte die zweite Ziegler wohl nicht erwartet.

Gumtau, der sonst so ernste, brüllte förmlich vor Lachen und schlug sich die Lenden, als ob er den bayrischen Schuhplatt'ltanz aufführte, während ich mich krümmte, wie ein Blutegel, den man mit Salz überschüttet hat.

Als wir endlich die Thränen getrocknet, nahm Gumtau wieder eine ernste Position an und hielt dann dem ganz verblüfften Schäfchen eine kurze, aber grausame Standrede, in welcher er ihr jede Hoffnung auf Erfüllung ihres Wunsches

durch schlagende Argumente für immer abschnitt. Er riet ihr schließlich, sobald wie möglich nach Berlin hinter ihr Büffett zurückzueilen, und jeden einen Schurken zu nennen, der die Absicht habe, sie zum Theater verleiten zu wollen. Die Abfertigung des Agenten aber werde er sich persönlich vorbehalten.

Das arme Opfer eines Gewissenlosen that mir leid. Als ich am Abend den Bahnhof betrat, saß sie traurig und gebeugt auf dem Perron und erwartete den Zug, der sie am Morgen so hoffnungsvoll hierher geführt, um sie am Abend ebenso hoffnungslos zurückzubringen.

„Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht!
Was soll ich hier? — — — — — — — — — —
Unter der Erde schon liegt meine Zeit:
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!"

Diese Worte des „Attinghausen" in Schillers „Wilhelm Tell", eine Lieblingsrolle des alten Gumtau, passen so ganz auf sein Fühlen und Denken. Auch er hing fest und starr an dem Alten, Hergebrachten und war nur schwer zu bewegen, eine Änderung des lang Bestehenden, von ihm für gut Erachteten, eintreten zu lassen.

Trotz wiederholter Anregung der Berliner Kritik, doch endlich auf dem „Nationaltheater" Kleists Meisterwerk: „Das Käthchen von Heilbronn" nach dem Original zur Darstellung zu bringen, vermochte er sich nicht von der geliebten Holbeinschen Bearbeitung zu trennen, die ihm geläufig war.

Ein ähnlicher Anlaß war der Streit, der sich zwischen Gumtau und dem verstorbenen großen Shakespeareforscher und Vorstand des weimarischen Shakespearevereins, Professor Ulrici, entsponnen und der nur noch wenigen bekannt sein dürfte.

In dem Repertoire des Stadttheaters erschienen fast in jeder Saison Shakespeares herrliche Lustspiele: „Der Widerspenstigen

Zähmung" und „Was ihr wollt"; aber in einer Bearbeitung, um nicht zu sagen Verballhornisierung, von Deinhardstein, die sich leider auf den deutschen Bühnen eingebürgert hat. — Deinhardstein, früher Dramaturg des Wiener Burgtheaters, hatte bei seiner „Einrichtung" nur den Erfolg der Künstler im Auge, und dem zu liebe opferte er gewaltsam, was den Effekt nach dieser Richtung schmälern konnte. — Gumtau, von vielen Kunstfreunden interpelliert, doch durch die Öchelhäusersche Bearbeitung diese Stücke dem Publikum annehmlicher zu machen, schwieg und ließ es beim Alten.

Ein Zufall führte Ulrici eines Abends im Hotel zur „Stadt Hamburg" mit Gumtau zusammen, der sich in Gesellschaft einiger unverheirateter Professoren sowie seines langjährigen Freundes, des Universitätsrichters Thümmel, befand. Hier nun kam das vielverhandelte Thema wieder zur Sprache und entfesselte die ganze Beredsamkeit Ulricis.

„Wir haben", schloß er eine längere Rede, „jetzt, Gott sei Dank! gute Übersetzungen und vortreffliche Einrichtungen dieser Stücke, und es ist die Pflicht aller gebildeten Bühnenvorstände, sie dem Publikum vorzuführen, den altgewohnten Schlendrian zu verlassen und dem abscheulichen Barbarismus zu steuern! Und ich dächte, die intelligente Bevölkerung Halles hätte wohl ein Recht, von dem Direktor des Theaters diese — Rücksichtnahme zu verlangen!"

Jetzt wurde Gumtau warm. Die beiden Brillen, wie zum Kampfe abnehmend und heftig putzend, stierte er mit seinen etwas unheimlichen Augen den Redner einen Augenblick an und entgegnete mit vibrierender Stimme: „Herr Professor, solange ich dem Theater angehöre, und das sind verschiedene Dezennien her, kenne ich nur die Deinhardsteinsche Bühneneinrichtung und halte sie für zweckmäßig. Der große Ludwig Löwe und Baumeister haben darin als „Petruchio", und Charlotte von Hagn und Karoline Bauer als „Katharina" und „Viola" alle Welt

entzückt, und ich bin zu altmodisch, um das so rasch vergessen zu können! — Was indes ihre Berufung an die hiesige Intelligenz betrifft, Herr Professor — so habe ich bei den Aufführungen der erwähnten beiden Stücke stets ziemlich leere Häuser zu verzeichnen gehabt, und als ich neu einstudiert, mit Fräulein Baudius und Dr. Förster als „Gäste“, Shakespeares: „Viel Lärm um nichts“ gab, nahm ich in unsrer Musenscheune nicht die Kosten ein! — Die „Intelligenz“ war zu Hause geblieben. — Empfehle mich, meine Herren!“ — Damit ergriff er Hut und Stock und verließ den Saal.

Man sagt, Professor Ulrici habe seit diesem Abend das Hallenser Theater nicht mehr besucht, wenigstens bedurfte es einer persönlichen Einladung Otto Lehfelds, ihn zu veranlassen, ausnahmsweise der Vorstellung von Shakespeares „König Richard III.“ beizuwohnen.

Als das alte Theater niedergerissen wurde, um auf seinem Grunde einen neuen Prachtbau aufzuführen und ein Interimstheater unter einer andern Leitung entstand, zog sich Gumtau fast ganz von jeder Geselligkeit zurück. Der stille Wunsch, der ihn in diese Einsamkeit begleitete, war der, das neue Stadttheater noch eröffnen zu dürfen. Allein er mochte doch wohl endlich fühlen, daß seine Kräfte zu einem so schwierigen Unternehmen nicht mehr ausreichten, denn seine Bewerbung war nur eine indirekte.

Originell, wie der alte Gumtau im Leben war, so war auch sein Tod. Am Abend des 12. November 1887 saß er, so erzählt man, in seiner Stammkneipe im Kreise seiner Freunde und Bekannten, zu denen auch ein junger Student gehörte. Es kam die Rede auf die Anfangsverse des Schillerschen „Don Karlos“, und es entspann sich ein Streit darüber, ob der genaue Wortlaut derselben „Die schönen Tage von Aranjuez“, oder, wie der Student behauptete, „in Aranjuez“ sei. Der betreffende Band von Schillers Werken wurde herbeigeholt und — der

Student hatte recht. Der vielerfahrene, alte Theaterdirektor, der die streitigen Verse so oft auf Proben und in Vorstellungen gehört, den Schülern vorgesprochen und als „Domingo“ wiederholt selbst zum Vortrag gebracht, hatte sich geirrt! — Halb geärgert, halb gemütlich lächelnd, stand er auf und sagte in seinem besten Berliner Dialekt: „Na jut, so heeßt et denn, „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende!“ Mit diesen Worten stürzte er leblos zu Boden. Ein Herzschlag hatte ihn getroffen.

Gumtau war ein Sonderling und ein Weiberhasser, das „Ewig Weibliche“ zog ihn nicht an, und so mußte er in seiner Einsamkeit die liebende Hand entbehren, deren milder Druck beruhigt und versöhnt, und die Thränen der Kinder, die um den Heimgegangenen fließen.

In dem schriftlichen Nachlaß Gumtaus findet sich ein Jugendgedicht desselben, welches wohl verdient, hier eine Stelle zu finden. Es stammt laut Datum aus seiner Sturm- und Drangperiode und ist überschrieben:

An das Glück.

„Noch einmal tret' ich hoffend vor die Schranken,
Worin das Glück den gold'nen Preis verteilt;
Selbst Greise, die gebeugt zum Grabe wanken,
Sie hoffen noch, eh' sie der Tod ereilt.

Warum sollt' ich, in Jugendkraft und Fülle,
Nicht hoffen auch, des Preises wert zu sein?
Heran, ihr Glücklichen! Ein fester Wille
Legt gegen euch die eh'rne Lanze ein!

Es ist ein neuer Kampf, den ich jetzt führe.
Sonst waren meine Waffen: Hoffnung und Geduld;
Ich stand als Schildwacht vor des Glückes Thüre
Und wartete auf einen Blick der Huld.

Es ging — es kam — es sah mich schildernd stehen.
Mitleidig nickte es wohl dann und wann,
Doch hieß es mich nicht einmal mit sich gehen,
Und doch hatt' ich mein Sonntagsröckchen an.

Und sie, die andern alle, Herr'n und Damen,
Die aufzusuchen sich das Glück bequemt,
Sehr oft durch Schmutz und Kot zum Glücke kamen,
Ich hätte ihres Kleides mich geschämt.

Lohnt so das Glück der unbefleckten Ehre?!
So sei verworfen Demut und Geduld!
Kraft meines Menschenrechts greif' ich zur Wehre,
Und ford're von dem Glücke meine Schuld!

Wenn ich in diesem Kampfe nicht obsiege,
So rufe ich die Tugend vor Gericht,
Die dann nichts mehr als eine große Lüge,
Und werfe ihren Dienst ihr ins Gesicht!"

Kiel, den 15. Juli 1849.

Fr. Gumtau.

III.

Eine Aufführung der Räuber in Weimar.

In den fünfziger Jahren gastierte Emil Devrient zum letztenmal, gleichsam zum Abschied, auf der weimarischen Hofbühne, und zwar, was kaum einer Erwähnung bedarf, trotz seiner vorgerückten Jahre und in den jugendlichsten dramatischen Partien, mit glänzendem Erfolg. Das Ereignis des Tages bildete dieses Gastspiel, und so wandte sich denn die Universität von Jena an den damaligen Hoftheaterintendanten (der Titel Generalintendant war erst Franz Dingelstedt vorbehalten), Herrn von Beaulieu-Marconnay, mit dem ergebensten Gesuch, den berühmten Künstler zu veranlassen, auch den „Karl Moor" in Schillers „Räuber" während seines Gastspiels zur Darstellung zu bringen.

Die Studentenschaft wünschte durch die Wahl dieses Stückes, zugleich mit der Bewunderung für den großen Künstler, ein altes Vorrecht wieder in Erinnerung zu bringen.

Emil Devrient war anfangs wenig geneigt, eine Rolle zu übernehmen, die er allerdings in Dresden und sogar mit seinem Nebenbuhler Dawison („Franz") zusammen, wiederholt gespielt, die aber nie von ihm als Gastrolle gewählt worden war. Er kannte sich zu genau und wußte, daß seine Persönlichkeit und sein Organ der Darstellung des wilden Räuberhauptmanns wenig entsprachen. — Die Bitten wurden indes immer dringender,

so daß er zuletzt, namentlich auf die Vorstellungen seines Schwagers, Eduard Genast, der ihm diesen Abend als einen glänzenden „Ehrenabend" in Aussicht stellte, seine Zustimmung gab.

Seit Goethes Zeiten existiert, wie manchem Leser bekannt sein dürfte, für die Jenenser Studentenschaft das alte Vorrecht, daß bei der Aufführung der „Räuber", zu welcher sie zumeist in corpore erschien, das Theater zum größten Teil ihnen zur Verfügung stand, und dieses Privilegium wurde denn auch an solchen Abenden durch Gesang während der Zwischenakte und durch lustige Intermezzos in und außerhalb des Theaters in Anspruch genommen.

Von seiten der Intendanz wurden diese Aufführungen gewöhnlich an das Ende der Spielzeit, also in das Sommerhalbjahr, gelegt, damit der Zuzug von Jena in angenehmster Weise bewirkt werden konnte. Die Eisenbahn hatte damals die Poesie dieser Fahrten noch nicht zerstört.

Da seit längerer Zeit eine „Räuber"-Vorstellung auf der Hofbühne nicht stattgefunden, so war das Interesse dafür, im Verein mit dem berühmten Gast, ein doppelt gesteigertes. Am Tage der Aufführung hielten denn gegen 5 Uhr nachmittags die Jenenser Musensöhne in unabsehbarer Reihe, auf allen nur erdenklichen Fuhrwerken, unter denen die kleinen, zweiräderigen, sogenannten Spritzen besonders vertreten waren, singend ihren Einzug auf dem Marktplatz. Nachdem im „Adler", „Stadthaus", im „Elefanten" 2c. ein frischer Trunk die Kehlen angefeuchtet, strömte alles dem Theater zu, dessen Räume bald überfüllt waren. Nur der sogenannte „adlige" und „bürgerliche" Balkon — das weimarische Theater hat von alters her noch diese eigentümliche Unterscheidung — blieben zu so früher Zeit noch unbesetzt. Inzwischen unterhielt man sich in lauter und lustigster Weise. — Zum Gedächtnis an Karl August hat Weimar auf dem Etat eine Anzahl Husaren, deren Vermehrung oder Verminderung nicht beabsichtigt scheint, und die in ihrer ungemein

glänzenden Uniformierung à la Zieten zu Ordonnanz- und Aufsichtszwecken verwendet werden, und denen besonders auch der Wachtdienst im Hoftheater obliegt. Über diese Ärmsten ging es am heutigen Abend scharf her, weil sich die Studenten durch diese Überwachung geniert und verletzt fühlten. Spitze Stichelreden, die von lautem Gelächter begleitet waren, gingen wie Raketen in die Höhe, und ein förmliches Gebrüll entstand, als plötzlich vor dem Orchesterraum ein Husar mit einer Rute in der Hand (eine ausgestopfte große Puppe) erschien und dann rasch wieder verschwand, um an andern Orten ebenso belustigend aufzutauchen.

Mitten in dieser lärmenden Ausgelassenheit erschien, halb angekleidet, hinter dem Vorhang auf der Bühne Emil Devrient, ganz außer sich, und verlangte nach dem Intendanten.

„Ich spiele nicht, Herr Intendant!“ rief er diesem bei seinem Erscheinen zu. „Vor einem solchen Janhagel spielt ein Künstler nicht!“

Umsonst suchten Herr von Beaulieu und sein Schwager Genast ihn zu beruhigen; er blieb bei seiner Weigerung, während aus dem Zuschauerraum das „Ça, ça, geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein!“ donnernd aus mehreren hundert Kehlen erscholl.

„Bedenken Sie doch, Herr Devrient“, sprach eindringlich der Intendant, „daß diesem Lärmen die größte Ruhe und Aufmerksamkeit folgen wird, sobald die Vorstellung beginnt. Von der Dankbarkeit dieses jugendlich-frischen Publikums will ich gar nicht sprechen. Außerdem wird Seine königliche Hoheit der Großherzog, der an solchen Abenden nie im Theater erscheint, Ihretwegen, ausnahmsweise, der heutigen Vorstellung beiwohnen. Urteilen Sie nun, wie eine derartige Absage aufgenommen werden dürfte.“

Devrient wurde ruhiger.

„Also Sie geben mir die feste Versicherung, daß mein Spiel nicht durch solche Allotria unterbrochen werden wird?"

„Meine feste Versicherung!"

„Nun, denn, so sei es. Verderben gehe deinen Gang!" — Damit wollte er in seine Garderobe zurückeilen, blieb aber stehen, als in diesem Augenblick ein brausendes dreimaliges „Hoch!" im Zuschauerraum erscholl.

„Mein Gott, was ist denn das nun wieder?" rief Devrient nervös.

Herr von Beaulieu, der durch den Vorhang gesehen, entgegnete: „Der Großherzog ist soeben in seiner Loge erschienen und die Studentenschaft hat sich erhoben und begrüßt ihn mit einem freudigen Hoch! Entschuldigen Sie mich, Herr Devrient, mein Amt ruft!" — Damit verließ der Intendant rasch die Bühne, während Devrient in seine Garderobe zurückkehrte.

Nach einer schwungvollen Ouvertüre von Damrosch, ging der Vorhang hoch und mit dem Beginn der Vorstellung war plötzlich jeder Lärm und jeder jugendliche Übermut verschwunden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte man den Gang der Handlung und das Spiel der Darsteller und begleitete besonders gelungene Szenen mit lebhaftester Anerkennung. Devrient war als „Karl Moor" durchaus nicht das, was man von einem Künstler seines Ranges erwarten durfte, aber niemals wird er die Rolle vor einem so dankbaren Publikum dargestellt haben. Allerdings konnte es, trotz der gegenteiligen Versicherung des Intendanten, nicht unterbleiben, daß hier und da der Schillersche Text in seinen Kraftausdrücken Stürme von Heiterkeit erweckte, aber sie waren doch nicht gerade störend. Dies war unter anderem der Fall bei den mit trockenem Humor von „Schweitzer" gesprochenen Worten: „Moritz, du bist ein großer Mann, oder besser, es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden!" — Ein zweiter Fall war eher geeignet, eine kleine Störung auf der Bühne hervorzurufen.

Ein alter, überlieferter Brauch ist es, daß Offiziere und Studenten sich gern aneinander reiben und sich necken. Um nun dazu die Gelegenheit zu nehmen, hatte der Oberst den „Wunsch“ zu erkennen gegeben, daß die Offiziere die „Räuber“-Aufführung möglichst vermeiden möchten. An einem Abend jedoch, wo ihr Landesherr dort anwesend war, glaubten auch sie nicht fehlen zu dürfen, und nahmen ihre Plätze auf dem Balkon ein. Als nun „Schweitzer“, von Herrn Genast ganz vortrefflich gegeben, im zweiten Akt die Worte sprach: „Ich habe mir schon längst gewünscht, mich mit Kommisbrotrittern herumzuschlagen!“ wendeten sich die Blicke aller dem Balkon zu und heiteres Lachen und stürmische Bravorufe erklangen endlos, und die Söhne des Mars waren vernünftig genug, mitzulachen.

Wahrhaft ergreifend wirkte es, als nach dem ersten Vers des bekannten Räuberliedes: „Ein freies Leben führen wir“, sich im Parterre der Präses erhob, den Räubern auf der Bühne ein „Silentium!“ zurief und nun gegen vierhundert frische und kräftige Studentenstimmen das „Gaudeamus igitur“ sangen. — Bei den Worten:

Vivat academia!
Vivant professores!

erhob sich alles wie auf Kommando und wendete sich gegen den linken Balkon, wo in einer Gruppe von Gelehrten Schleiden und Kuno Fischer saßen, die auf ein stürmisch ausgebrachtes „Hoch!“, welches den Gesang einen Moment unterbrach, durch Verneigung lächelnd dankten. Als dann das Lied zu Ende gesungen war, rief der Präses, zur Bühne gewendet: „Ex est, 's kann weiter gehen!“ worauf das Stück seinen ungehinderten Fortgang nahm und am Schluß des vierten und im fünften Akt eine wahrhaft hinreißende Begeisterung erweckte, die man heute, in unsrer ernsten und gesetzten Zeit, kaum noch für möglich halten würde.

Devrients künstlerischer Ehrgeiz hatte die vollste Befriedigung gefunden, als ihm nach unzähligen Hervorrufen seitens des Publikums der Dank des Großherzogs durch den Intendanten übermittelt und im „Russischen Hof", wo er logierte, später noch ein Ständchen von der Studentenschaft dargebracht wurde.

Was die letztere anbetrifft, so begann nun eine Kneiperei, welche bis tief in die Nacht hinein währte, und von welcher der folgende Tag mit Schaudern erzählte. Da gab es zerschlagene Laternen, Prügeleien mit Nachtwächtern, welche flüchten mußten, da waren etliche Schilder von den Häusern abgenommen und vertauscht worden — das Schild einer geprüften Hebamme schmückte ein höheres Töchterpensionat — und dergleichen Tollheiten mehr. Wohl schüttelte dieser und jener, der nun schon öfter diese „Räuber"-Aufführungen mitgemacht, den Kopf, wenn er am nächsten Morgen von dieser Nachfeier hörte, aber schließlich war doch immer der Refrain: Jugend muß austoben!

IV.

Der schwäbische Herrgott.

Aufzeichnungen eines Referendars auf einer Ferienreise.

„Station K..! — 20 Minuten Aufenthalt!" — Wir hielten bei einer kleinen, oberbayrischen Stadt.

„Schon wieder Aufenthalt?" rief ich, „Herr Gott, welch ein Bummelzug! — Na da bleibt nichts weiter übrig, als sich zur Abwechselung wieder in ein Spaten- oder Löwenbräu zu versenken, wie es dort hinter den Fensterscheiben so verlockend angekündigt wird."

Indem ich dem Koupee rasch entsprang, rief mir meine Reisegefährtin, eine massige Fleischersfrau aus Ulm, zu:

„Dürft' ich Sie bitten, mir auch ein Krügel anzuschaffen? Das Aussteigen ist bei mir halt gar so — umständlich."

Das mußte wohl allerdings der Fall sein, denn hinter dieser „himmlischen Hülle" — sie trug ein bordeauxrotes, mit gehäkelten Spitzen besetztes Sommerkleid — schienen mindestens 250 Pfund verborgen zu lagern. Ich verbeugte mich galant, eilte rasch in die Restauration, und da ich den Dank der Riesendame nicht entbehren wollte, so übernahm ich selbst die Rolle des Kellners und überbrachte ihr das Verlangte, begleitet von einigen Salzbrezeln und einem Rettich, wofür sie mir ungemein zärtlich zunickte.

Im Begriff, in die Restauration zurückzueilen, um nun auch an meine Erfrischung zu denken, übersah ich das Nebengleis am

Perron und stürzte so unglücklich auf den linken Arm, daß ich mich nur mit Hilfe herbeieilender Arbeiter wieder zu erheben vermochte. Man führte mich in den Wartesalon und rief den zufällig anwesenden Arzt des Städtchens herbei. Der Arm war bereits so angeschwollen, daß der Ärmel des Rockes aufgetrennt werden mußte. Nach mancherlei äußerst schmerzhaften Untersuchungen erklärte der Doktor, daß der Arm zwar nicht gebrochen sei, daß ich aber die Reise, wenn ich schlimme Folgen verhüten wolle, unterbrechen müsse. — Da ich mich auf einer Vergnügungstour befand — welche Ironie! — also Herr meiner Zeit war, ließ ich, rasch entschlossen, mein Gepäck ausladen und bestieg auf Empfehlung des Arztes den Omnibus vom Hotel zum „Goldenen Stern".

Thränen in den Augen, begleitete mich die Fleischersfrau, die unschuldige Veranlassung der Affaire, zum Wagen, wobei sie immer und immer wiederholte, daß sie diesen „Liebesdienst" nie im Leben vergessen werde. Ich reichte ihr tröstend die rechte Hand und mußte trotz meiner Schmerzen noch herzlich lachen, als plötzlich die Glocke zum letzten Einsteigen läutete und der Fleischberg nun hastig, wahrscheinlich mir zu Ehren, den Versuch machte, sylphidenartig ihrem Waggon zuzuschweben. Am Fenster erblickte ich sie dann noch, wie sie sich die Schweißperlen mit dem Zeigefinger von der Stirn wischte und mit dem Produkt dieser Handlung geschickt den Perron besprengte.

Nun, mein Unfall erwies sich nicht gar so schlimm, als es anfangs den Anschein hatte. Mittelst Bandagen und kräftigen Einreibungen war ich zwei Tage später wieder so weit hergestellt, daß ich zwar den Arm noch in der Binde tragen mußte, aber mich doch wieder im Freien ergehen konnte. Das schönste Zeichen meiner fortschreitenden Genesung war, daß ich anfing, mich entsetzlich zu langweilen und dies auch dem Doktor und meinem Wirt offen aussprach.

„Na", meinte der letztere, „dagegen gibt's schon Mittel.

Heute z. B. gehen Sie mit mir in unsre Pfarrkirche und hören den Predigermönch Pater Joseph. Das ist ein Redner, wie Sie ihn in solcher Originalität nicht sobald wieder hören werden!"

„Nun, nun", sagte lächelnd der Doktor, „übertreibt nur nicht, Sternwirt! Pater Joseph erfreut sich zwar einer ungeheuren Popularität, namentlich bei der Landbevölkerung, das ist wahr, aber weniger durch das, was er spricht, sondern mehr, wie er es spricht. Er nennt von der Kanzel herab die Dinge beim rechten Namen und geißelt gelinde alles, was ihm unterkommt. Obwohl er in seinem Kloster lebt, ist er doch von allem unterrichtet, was in der Stadt und in der Umgegend vorgeht „und es sollte mich sehr wundern", schloß er lachend, „wenn er nicht auch schon das Eintreffen des „schwäbischen Herrgotts" mit seiner Gesellschaft erfahren hätte, und ihn heute ad coram nähme?"

„Der schwäbische Herrgott?" fragte ich verwundert, „wer ist das?"

„Unser alter Theaterdirektor, Rupert Schmitz, der morgen mit seiner Gesellschaft hier eintrifft, um im Schützenhause Vorstellungen zu geben."

„Da ist gleich eine neue Unterhaltung für Sie!" rief mein Wirt.

„Die ich gern acceptiere, denn ich liebe das Theater. Aber", fragte ich weiter, „wie kommt der Mann zu der sonderbaren Bezeichnung?"

„Hm!" meinte der Doktor, „das weiß wohl so eigentlich niemand. Seit vielen Jahren bereist er mit seiner Gesellschaft die mittleren Provinzialstädte in Württemberg, Bayern und Baden und überall kennt man ihn unter diesem Namen. Meiner Meinung nach ist es wohl seine souveräne, unfehlbare Art und Weise, die ihm diesen Namen verschaffte, denn trotz einer sehr bescheidenen Bildung und eines stets freundlichen Gesichts, ist Schmitz im Theater, wie in seinem Hause, ein kleiner, despotischer Herr, der die verschmitzten, listigen Augen überall hat."

„Da läuten sie eben zum drittenmal! Wenn's dem Herrn gefällig ist, so gehen wir?“ — Damit reichte mir mein freundlicher Wirt ein Gebetbuch und meinen Hut und wir empfahlen uns von dem Doktor, der noch Krankenbesuche zu machen hatte.

Von der Herbstsonne glänzend beleuchtet, lag die Pfarrkirche, ein prächtiger mittelalterlicher Bau mit zwei von Kuppeln überragten Türmen, seitwärts vom Markte auf einem von vier uralten Lindenbäumen besetzten Platze. Dieser Platz war heute indes sehr beengt, denn rings um das Gotteshaus waren ländliche Fuhrwerke aller Art, von den primitivsten bis zu den elegantesten, aufgefahren und bildeten eine förmliche Wagenburg um dasselbe. Ein hohes Steinportal führte in das von schlanken Säulen getragene mächtige Schiff der Kirche, dessen Licht durch gemalte Glasscheiben gedämpft wurde, und aus dessen Mittelgang in der Ferne die Kerzen des Hochaltars dem Eintretenden wie Sterne entgegenflimmerten. Zu jeder näheren Betrachtung fanden wir keine Zeit, denn der ganze weite Raum bis zu den Emporen war in beängstigender Weise von einer dichten Menschenmasse in den verschiedensten, vorzugsweise ländlichen Trachten angefüllt. Mit Hilfe seiner Autorität und — seiner Ellbogen hatte mich mein Wirt endlich zu einer Kirchenbank gebracht, welche sich der Kanzel gerade gegenüber befand. Zwei blank geputzte Messingschilder auf dem geschnitzten Betpult zeigten eingraviert des Sternwirts und seiner Ehefrau Namen sowie das Datum der eingekauften Plätze.

Die Gemeinde stimmte soeben den letzten Vers des Kirchenliedes an; die Thüren wurden geschlossen und in der Menge machte sich nun jene freudige Erregung bemerkbar, mit der man im Theater dem Wiederauftreten eines beliebten Künstlers entgegensieht.

Die letzten Klänge des Liedes waren noch nicht verhallt, als mit strahlendem, rosigangehauchtem Vollmondsgesicht, mild lächelnd, Pater Joseph die Kanzel betrat.

Das Gesicht war mir nicht fremd, ich hätte es schon auf jenen prächtigen Bildern von Grützner gesehen. Ja, ja, es erinnerte mich lebhaft an jenen weinprobenden Küfer im Klosterkeller!

Ein leises Gemurmel durchlief das Gotteshaus, freudiges Wohlwollen spiegelte sich auf allen Gesichtern, und ich glaube, wenn nicht die Heiligkeit des Ortes davon abgehalten, man würde dem geliebten Pater laut zugejubelt haben.

Mit einer nicht sehr angenehmen nasalen Stimme verlas er in herkömmlicher Weise den untergelegten Bibeltext und erklärte dann denselben so gründlich, leider aber auch so monoton, wie der schlimmste Nachmittagsprediger. Ich atmete tief auf, als nach dreiviertel Stunden endlich das erlösende „Amen!" erscholl und nun, um im Jargon der Journalisten zu sprechen, der erwartete „lokale Teil" an die Reihe kam.

Wie durch Zauberei war plötzlich jene salbadernde Manier verschwunden und in ungekünstelter, natürlicher und herzlicher Redeweise wandte sich der Pater nun an die Gemeinde. Er empfahl ihr, durch Thaten darzuthun, daß sie Gott und seine Heiligen im Herzen trage! Er bezeichnete eine arme und sehr zahlreiche Familie, die durch das letzte Brandunglück den Ernährer verloren habe und nun im größten Elend lebe. Er bat um Förderung und Unterstützung für ein soeben neugegründetes Siechenhaus und dergleichen mehr und schloß mit den Bibelworten: „Laßt die Weinenden nicht ohne Trost, sondern trauert mit den Traurigen!"

Das alles wurde so einfach und doch so ergreifend, so recht im Geist der Liebe geschildert und befürwortet, daß man unwillkürlich zur Börse griff, gleichsam dem Wort die That folgen zu lassen.

Plötzlich aber umwölkten sich die gutmütigen Züge und ein strenger, fast finsterer Ausdruck erschien darauf. „Aber auch von einem greulichen Frevel, von einer gotteslästerlichen Handlung

habe ich euch, meine versammelten Zuhörer, zu berichten! — In den Gotteskasten für unsre heilige Kirche, der am letzten Sonntag, dem 19. nach Pfingsten, an unsrer Kirchthüre aufgestellt war, hat irgend ein Satansbruder statt des Gottespfennigs einen — das Wort will mir kaum über die Zunge — einen Knopf geworfen!" — Diese Mitteilung verursachte unter der Menge, namentlich den Weibern, eine unbeschreibliche Erregung, eine so sittliche Empörung, wie sie sich ungefähr im Tannhäuser zeigt, wenn dieser die Gäste des Landgrafen auffordert, in den Berg der Venus einzuziehen. — „Ihr werdet mir vielleicht sagen", fuhr nach wieder eingetretener Ruhe der Pater fort, „daß möglicherweise ein Irrtum, eine Verwechselung den Knopf in die heilige Lade geführt haben könnte? Nein!" rief er mit siegesbewußtem Kopfschütteln, „das ist unmöglich! Der Knopf ist von Hirschhorn und so groß, wie ein Zweimarkstück, und ein Zweimarkstück, meine Lieben, hab' ich noch nie in unserm Gotteskasten gefunden!"

Bei dieser Logik wurde es mir schwer und, wie ich glaube, auch vielen andern, das Lachen zu unterdrücken.

„Hier liegt ein gottloser Frevel, eine sündige Handlung vor! Aber ich will nicht ins Gericht gehen mit dem Bösewicht", schloß er, indem er wieder den früheren, versöhnlichen Ton anschlug, „falls er in meiner Zelle erscheint und seine That beichtet und bereut, soll ihm auch die Gnade der Absolution nicht verweigert werden! — Wenn er aber glaubt, mir zu entgehen, sich und sein Verbrechen verbergen zu können, oho! so täuscht er sich! Ich finde ihn, und nähm' er Flügel von der Morgenröte! Der Knopf bringt mich auf seine Spur, und ich weiß z. B. ganz genau" — hier betonte er scharf jedes Wort — „daß er sich in diesem Augenblick hier, mitten unter euch befindet! — Aber — nennen will ich ihn noch nicht!"

Dieser letzte Schachzug war meisterhaft.

In der Kirche wurde die Aufregung noch größer als

früher. Jeder betrachtete plötzlich den Nachbar so mißtrauisch, als könnte dieser der Frevler sein. — „Und nun, meine Lieben, bevor ich euch mit meinem Segen entlasse, hört noch eins! Abermals wird in unsern Mauern jener Komödiantenprinzipal einziehen, welcher den Namen der ‚schwäbische Herrgott‘ führt."

Bei dieser Ankündigung erheiterten sich plötzlich alle Gesichter. Man sah, daß der schwäbische Herrgott hier eine persona gratissima war, und der gute Pater hätte für ihn gar keine bessere Reklame machen können.

„Ah, ich sehe aus euren Mienen, wie ihr euch freut, wie ihr inwendig jubelt, wieder den Tempel der Lust zu betreten und eure Sinne an den Faxen und Gaukeleien, an Spiel und Tanz dieser Söhne und Töchter Baals zu ergötzen! Hui! ich sehe schon, wie eure Füße hurtig springen auf dem fröhlichen Wege, der euch zu eitel Schaden und Verderben führt! Ja, springt nur, rennt nur! Ich habe euch gewarnt und wasche meine Hände in Unschuld!" — Plötzlich wieder in einen milden Ton einlenkend, rief er: „Ihr wißt, ich gönne jeder Kreatur, sich des Lebens zu freuen, das Dasein zu genießen zur Ehre Gottes. So gönne ich auch euch eure Freude am Leben! Nur vergeßt nicht, alles in Ehrbarkeit und Zucht zu genießen, und wenn, wie im vorigen Winter, wieder Angriffe gegen die Kirche von jenen profanen Brettern, welche die Welt bedeuten sollen, geschleudert werden, so meidet den Besuch jener ketzerischen Aufführungen und straft die Gaukler durch das, was sie am härtesten trifft, durch leere Bänke!"

Hierauf sprach er den Segen über die Gemeinde und verließ die Kanzel, und mit seinem Fortgang entleerte sich auch zum größten Teil das Gotteshaus, obwohl noch von einem andern Priester die Messe gelesen wurde.

Man sah, die Hauptaktion, welche alle diese Menschen von nah und fern hierher geführt, war vorüber.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte mein Wirt, als wir dem Hotel zugingen. „Welchen Eindruck haben Sie empfangen?“

„Ich bin mir eigentlich noch nicht recht klar darüber“, erwiderte ich. „Soviel glaube ich indes annehmen zu dürfen, daß Pater Joseph kein Kirchenredner im höheren Sinne ist; dazu fehlt ihm Tiefe und Klarheit des Vortrags, die vornehmere Ausdrucksweise, vielleicht auch — Geist und Witz. Aber sobald es sich darum handelt, die Herzen des Volkes zu ergreifen, zu gewinnen, nicht durch zelotische Strenge, sondern durch seine echt christliche Milde und wahre Frömmigkeit, da ist er auf seinem Felde, und man begreift die große Sympathie und Verehrung, die dem alten Herrn entgegengebracht wird. — Aber sagen Sie mir, was hat dieser „schwäbische Herrgott“ verbrochen, daß er so abgekanzelt wurde?“

Der Sternwirt lachte. „Das hört sich schlimmer an, als es in Wirklichkeit ist. Direktor Schmitz machte im vorigen Jahre zu Anfang der Saison sehr schlechte Geschäfte. Da griff er in seiner äußersten Bedrängnis zu einem Stück, welches nach einer Erzählung der ‚Gartenlaube‘ bearbeitet war und den Titel: ‚Am Altar‘ führte. Darin wird allerdings eine sehr scharfe Polemik gegen die Kirche entwickelt, aber das Publikum drängte sich zu dieser ungewöhnlichen Vorstellung, trotzdem Pater Joseph, wahrscheinlich im Auftrage seiner Oberen, dagegen tüchtig eiferte, und als endlich ein Verbot des Stückes erfolgte, hatte der schlaue Schmitz sein Schäfchen im Trocknen! Man sagt, er sei dann zum Abschied oben im Kloster gewesen, um sich beim Pater zu rechtfertigen und zu entschuldigen, und dieser habe sich denn auch schließlich ganz versöhnlich gezeigt und ihn sogar zu einem Schoppen Wein eingeladen.“

Wir hatten während dieses Gesprächs das Hotel erreicht und da es noch zu früh zum Mittagessen war, so forderte ich meinen Wirt auf, noch einen Frühschoppen mit mir zu trinken.

Das eigentliche Restaurant, oder besser Bierlokal, obwohl zum Hotel gehörig, befand sich in einem Seitenflügel des Hauptgebäudes und war bei unserm Eintritt von einer dichten Menschenmenge, vorzugsweise Kirchgängern, besetzt. Als wir uns nach einem leeren Platz umsahen, erhob sich ein großer, etwas hagerer Herr, von etwa 45 — 50 Jahren, ganz in Schwarz gekleidet und eingeknöpft, mit langem, à l'enfant gelegtem Haar und scharfgeschnittenem Profil à la Ludwig Devrient, und bot uns neben sich zwei leere Stühle an. — Ich täuschte mich nicht, als ich dachte, „der muß von der Kunst sein!"

„Ei, Herr Dr. Pfitzenhuber, Sie sind schon hier?" rief mein Wirt und reichte ihm die Hand, „der Direktor schrieb mir, daß er erst morgen Mittag mit der Gesellschaft eintreffen würde?"

„Das ist auch der Fall", entgegnete selbstbewußt und mit wichtiger Miene der Angeredete, „aber Sie wissen ja, mein Lieber, ich werde überall vorausgesandt, sonst geht es halt nicht! Doch das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!" Diese letzte Phrase schien bei ihm zu einer stehenden geworden zu sein, denn sie wurde im Laufe des Gesprächs ziemlich oft angewendet.

Wir hatten Platz genommen, und während uns eine fesche Kellnerin das schäumende Getränk reichte, erfuhr ich aus der gegenseitigen Vorstellung, daß Herr Dr. Pfitzenhuber, der Oberregisseur und scharfe Charakterspieler der Schmitzschen Gesellschaft, vorausgeschickt sei, um das Theater aufschlagen zu lassen und die technischen Vorbereitungen, Zeitungsankündigungen, Zetteltragen 2c. 2c. zu überwachen. Herr Dr. Pfitzenhuber war recht bitter sarkastisch gestimmt und hegte von seinem Beruf eine so hohe Meinung, die schon an den Chimborasso reichte.

„‚Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!' Als Schiller das schrieb, dachte er dabei jedenfalls an mich. Auch ich muß überall die Avantgarde bilden, überall dahin, wo's „halsgefährlich" ist. Aber das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!"

„Aber, lieber Pfitzenhuber“, unterbrach ihn mein Wirt, „Sie sind ja in einer desperaten Stimmung! Kommen Sie — angestoßen! — und nun — fidel! — Erzählen Sie uns. Also morgen treffen die Herrschaften ein und Dienstag ist die Eröffnung? Weiß man schon, was gegeben wird?“

„Agnes Bernauer.“

„O, o, mit der traurigen und abgeleierten Komödie wollt ihr beginnen? — Wer hat denn die wieder aufs Tapet gebracht?“

„Ein toller Zufall!“ entgegnete höhnisch lachend Dr. Pfitzenhuber. „Als ich den Alten fragte, was wir zum Anfang hier geben würden, ging er mit mir in die Bibliothek, id est Rumpelkammer, wo alles wie Kraut und Rüben am Boden durcheinander lag, stieß mit dem Fuße an das erste beste Buch und sagte: „das wird gegeben!“ Als ich's ansah, war's die Bernauer.“

Mein Wirt und ich brachen in schallendes Gelächter aus.

„Das ist allerdings höchst originell“, rief ich, „das sollte man unsern Hoftheatern anempfehlen, die würden dadurch in bequemster Weise eine größere Abwechselung in ihrem Repertoire erhalten.“

„Sie amüsieren sich über diese Art und Weise, den Thespiskarren zu führen, aber ich — ich — doch, das muß anders werden —“

„So kann's nicht länger bleiben!“ fiel mein Wirt lachend ein.

Durch meine Einladung zum Frühschoppen und das Angebot der nötigen Zigarren hatte ich mir die Geneigtheit des Herrn Pfitzenhuber gewonnen, und als der Sternwirt abgerufen wurde, rückte er seinen Stuhl näher zu mir heran und machte mich, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, zum Vertrauten seiner Leiden.

„Sehen Sie, mein verehrter Herr — —“?

„Dalberg — Gerichtsreferendar — Vergnügungsreisender!“ stellte ich mich vor.

„Sehr erfreut! Also auch ein Jünger der Themis? Servus! Habe auch drei Universitäten besucht, den Doktor gemacht und dann das Jus treulos verlassen, aus — Liebe zur Kunst!“ — Nachdem er mit einer gewissen Genialität das Haar zurückgeworfen und das Gesicht in tragische Falten gelegt, fuhr er fort: „Jetzt werden Sie einsehen, was ein Mann von meiner Bildung leiden muß unter der Botmäßigkeit, der Borniertheit, der Despotie dieses ‚schwäbischen Herrgotts‘, den der Himmel im Zorn zum Direktor gemacht hat!“

„Ihre Schilderung stimmt allerdings wenig zu dem Bilde, das ich mir von diesem Bühnenlenker gemacht.“

„Hören Sie ein Beispiel für viele. Neulich bezeichnete er mir ein Stück, welches jahrelang unbenutzt in einer Kiste gelegen, mit den Worten: „Das wird aufgeführt!“ Es war Schillers ‚Maria Stuart‘. — Und was sagte er mir nach der Vorstellung? ‚Sie, Pfitzenhuber, das war ein sehr nettes Stück, ich kannt's noch nicht.‘“

„Das ist allerdings stark!“ rief ich lachend.

„Empörend ist es! Aber das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!“

„Aber sagen Sie mir doch, Herr Doktor, besitzt die Gesellschaft gute Kräfte, hübsche und talentvolle Mitglieder?“ Sein Gesicht verklärte sich plötzlich. „Für mich strahlt darin nur ein Stern, Rosa von Myskaloczewska, eine Polin!“

„Jung?“

Er zuckte verächtlich die Achseln. „Jung?! Die Liebe und die Kunst fragen nicht nach dem Taufschein.“

Aha! ich wußte Bescheid.

„Hübsch? In meinen Augen das schönste Weib der Erde!“ rief er überschwenglich, „namentlich des Abends.“

„Des Abends?“ fragte ich verwundert.

„Ja, beim Schein der Bühnenlampen.“

„Also am Tage — nicht?“

Er lächelte. „Wie soll ich Ihnen, dem profanen Laien, das nur erklären? — Sehen Sie, mein lieber Herr, am Tage gleicht Rosa in ihrer Bescheidenheit, in ihrer Einfachheit, die sich in ihrem Anzug, in ihrem Gesicht, in allem äußert, dem unscheinbaren, zusammengerollten Theeblatt, wird dies aber abends in die Theekanne geworfen, so erholt es sich unter dem Einfluß des heißen Wassers, entfaltet sich prächtig und strömt seinen lieblichen Wohlgeruch aus. So ergeht es auch Rosa, wenn abends die Bühnenatmosphäre sie umgibt und die kleinen Geheimnisse der Toilettenkünste sich duftig über sie ergießen!"

„Ach so! — Sie ist noch Mädchen?" fragte ich weiter.

„Noch — ja!" erwiderte er seufzend. „Aber das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!"

Ich sah ihn sehr verwundert an, und er korrigierte sich, indem er mir vertraute, daß er Rosa seit 15 Jahren liebe und, wie Jakob um die schöne Rahel, um sie werbe, daß sie sich aber bisher nicht habe entschließen können, ein beglückendes Ehebündnis mit ihm einzugehen. „Gemeine Geldsorgen!" rief er verächtlich „und die Furcht, daß ein Ehepaar schwerer ein Engagement finden dürfte, als der Einzelne, haben sie abgehalten, mir ihre Hand zu reichen. Doch — das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!"

Ein Beamter des Magistrats überbrachte ihm ein Schreiben, und nachdem er es gelesen, erhob sich Dr. Pfitzenhuber rasch, um sich nun, wie er meinte, „ins Geschäft zu stürzen." Indem ich ihm die Versicherung aussprach, daß ich mich freuen würde, ihn und die schöne — „Theerose" — er lächelte geschmeichelt — während meines hiesigen Aufenthalts auf der Bühne bewundern zu können, schieden wir mit einem studentischen Gruß und Händedruck.

Ich muß gestehen, ich war bereits so sehr in die Theatermysterien eingeweiht, daß ich mit neugieriger Spannung dem schwäbischen Herrgott und seiner Truppe entgegensah.

Als am folgenden Tag der Arzt meinen Arm in einen neuen Verband legte, erklärte er sich mit dem Erfolg seiner Kur so zufrieden, daß er die Hoffnung aussprach, mich in zwei Tagen als geheilt entlassen zu können. Mir wäre es recht gewesen, wenn es auch noch länger gedauert hätte, denn der Aufenthalt hier gestaltete sich mehr und mehr zu einem überaus amüsanten und damit war ja der Zweck meiner Reise erfüllt.

So hatte ich am Morgen auch das Vergnügen gehabt, Pater Joseph persönlich kennen zu lernen, und zwar auf folgende eigentümliche Weise: Ich lag noch im süßen Morgenschlaf, als man an meine Zimmerthür klopfte, und da ich nicht öffnete, wurde das Pochen immer stärker. Verdrießlich und verschlafen, sprang ich endlich, nur mit dem Hemd bekleidet, aus dem Bett und zog den Nachtriegel zurück. Vor mir stand mit freundlichem Gesicht und Gruß ein geistlicher Herr, mit einer Blechbüchse in der Hand, in dem ich sogleich Pater Joseph wieder erkannte. Er veranstaltete eine Sammlung für das Armenstift der Stadt und wünschte auch mich in Kontribution zu setzen. Ich bat ihn, näher zu treten, und während ich mich rasch ankleidete, machte er mir scherzend Vorwürfe, daß ich den wundervollen, sonnigen Herbstmorgen im dumpfigen Bette verbringe; dabei wies er auf die Wanduhr, welche bereits auf halb Elf deutete. Als er bemerkte, daß mir mit meinem verbundenen Arm das Ankleiden ziemlich schwer fiel, eilte er geschäftig herbei, knöpfte die Hosenträger ein und half mir Weste und Rock anlegen. Ich dankte ihm, forderte ihn auf, Platz zu nehmen und machte mir das Vergnügen, den Zweck seines Besuchs nochmals vortragen zu hören. Meine Gabe, die ich ihm reichte, schien ihn zu überraschen, denn sein Auge glänzte, als er mir die Hand über den Tisch gab und dazu sein: „Der Herr vergelt es tausendmal!“ sprach.

Da ich bemerkte, daß seine Wanderungen ihn erschöpft zu haben schienen, so genügte ein Druck auf die elektrische Klingel

und der Kellner besorgte sofort einen Krug Bier und etwas kalte Küche, was beides vom Pater dankend angenommen wurde. Er hatte mich, wie er sagte, am Samstag in der Kirche bemerkt, und so war es ganz natürlich, daß ich das Gespräch auf die famose Knopfgeschichte brachte und die Äußerung that, daß es wohl sehr schwer halten dürfte, den Frevler aus der Menge herauszufinden?

Er legte rasch Messer und Gabel nieder, zwinkerte listig mit den Augen und sagte: „Ich hab' ihn schon!"

„Ah!" rief ich erstaunt.

„Hm!" nickte er mit vollen Backen. „Mein Verdacht lenkte sich auf einen alten, steinreichen Weinbauer, der seines unchristlichen Geizes wegen überall bekannt und verhaßt ist. Seinen Namen zu nennen, verbietet mein Gelübde. Ich hatte ihn von der Kanzel herab schon längst scharf beobachtet und richtete schließlich, wie inspiriert, meine Worte direkt an ihn. — Nun, gestern Abend, in der Dämmerung, erschien er reuevoll in meiner Zelle und löste den alten Knopf — gegen ein Zweimarkstück ein! Es mag dem alten Geizhals recht schwer geworden sein!" fügte er herzlich lachend hinzu.

Als ich den Pater in so guter Stimmung sah, glaubte ich auch über den schwäbischen Herrgott einige interessante Details von ihm erfahren zu können, allein hier war er zurückhaltend, fast mißtrauisch, und meinte nur, gleichsam entschuldigend: „Unser hochwürdigster Herr Bischof ist ein strenger, finsterer Herr, und wir sind schuldig, den Weisungen unsres Oberhirten zu gehorchen, wenn sie auch", fügte er leise hinzu, „oft recht hart sind."

Er mochte sich wohl überzeugt haben, daß mir zu trauen sei, denn nach kurzer Pause fuhr er fort: „Der schwäbische Herrgott, wie ihn das Volk nennt, ist ein ganz gemütlicher, prächtiger alter Herr, der zwar das Pulver nicht erfunden hat, der aber ein guter Familienvater und seiner Truppe ein recht-

schaffener Prinzipal ist — solange es ihm gut geht. Kommen aber die bösen Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht, na, da nimmt er das Brot, wo er's eben findet und greift selbst zu sündhaften Mitteln!" — Nachdem er sich überzeugt, daß die Thür geschlossen, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Da wurde mir denn der strenge Befehl, von der Kanzel herab mit aller Macht gegen ihn vorzugehen. „Aber" — er lachte vergnügt — „es half nichts, und man kann ihm nicht gram sein, wenn man ihn sieht, den schwäbischen Sünder! Ha, ha, ha! — Da schritt denn endlich die städtische Behörde ein und verbot die weiteren Aufführungen des ketzerischen Stückes, nachdem der Schlaue Geld genug damit verdient hatte."

Die Uhr der Pfarrkirche verkündete in dröhnenden Schlägen die elfte Stunde. Erschreckt erhob sich der Pater, entschuldigte gutmütig seine Geschwätzigkeit, dankte mir noch einmal in herzlichster Weise und empfahl sich eilig mit einem Segenswunsch.

Ich trat an den Balkon, öffnete und sah der behäbigen, aber hurtigen Gestalt noch lange nach, bis sie endlich, die Sammelbüchse im Arm, am Ende der Allee in einem Hause verschwand, neue Almosen zu erbitten. — Ich hatte das Gefühl, als sei ich hier dem Original des „Klosterbruders" begegnet, den Lessing in seinem „Nathan" so wundervoll gezeichnet.

Der Pater hatte recht, als er auf den herrlichen Morgen hinwies, der sich in der ganzen Schönheit seiner ersten herbstlichen Färbungen auf das romantisch gelegene, von einer sanften Bergkette umschlossene Städtchen niedergesenkt.

Rasch nahm ich Hut und Stock und ohne Plan und Ziel, strebte ich den Wiesen und den fernen Bergen zu, das Herz so frei und leicht, wie es ein jugendlicher Referendar von noch nicht siebenundzwanzig Jahren, der den Einjährig-Freiwilligen bereits hinter sich hat, auf einer Ferienreise nur irgend wünschen kann! Den schönsten Ausdruck für solche Gefühle findet man

stets im Gesang, und da ich mich, wie meine Freunde behaupten, eines passablen Heldentenors zu erfreuen habe, so schmetterte ich lustig Schuberts herrliches, stimmungsvolles Lied: „Horch, horch, die Lerch' im Äther" &c. hinaus in die Gotteswelt. An Zuhörern fehlte es mir nicht, denn zwischen den Weinstöcken tauchten hier und da frische Mädchengesichter neugierig auf, und an den vergitterten Eingängen der Gärten erschienen eiligst mit dummverwunderten Gesichtern die männlichen Insassen, die benutzten Arbeitsgeräte noch in den Händen. Selbst der Schafhirt trieb seine Lämmer, unter Assistenz eines heiseren Köters, von der nahen Wiese schneller der Landstraße zu, um diesen, jedenfalls seltenen Genuß in nächster Nähe anzuhören.

So war ich, behaglich schlendernd, bis zu einem hochgelegenen Vorwerk gelangt, um welches sich, in einem scharfen, steilen Bogen die Chaussee den Bergen zuwendete und vor dessen Wirtschaftsgebäuden ein großer Ententeich sich bis zu der Straße hin ausdehnte. Die mit grünem Froschlaich und Schilfblumen bedeckte, stagnierende Wasserfläche machte nicht gerade einen poesievollen Eindruck, aber ich setzte mich doch einen Augenblick auf die hölzerne, niedrige Barriere, um dem lustigen Treiben der Enten zuzusehen. Namentlich amüsierte mich ein mächtiger Erpel, der, wenn er untertauchte, den Schweif wie eine Bischofsmütze in die Höhe streckte.

Während dieser zoologischen Studien erschien oben, auf der Höhe des Fahrwegs, ein schwerbeladener, langer, höchst origineller Omnibus, in dessen Vorderteil, neben dem Kutscher, der rote Sonnenschirm einer Dame sichtbar war. — Sei es nun, daß der Rosselenker die Hemmkette zu spät oder gar nicht eingelegt, oder war diese unbrauchbar, genug, die Pferde gerieten plötzlich in einen rasenden Lauf, den weder Zaum, noch Zügel, noch die Flüche des Kutschers und das Geschrei der Wageninsassen aufzuhalten vermochten. Ehe nur ein Entschluß gedacht werden konnte, rannte der Wagen bereits an der scharfen

Biegung des Weges heftig gegen einen Stein, senkte sich dem Teiche zu, wo ihm die Barriere glücklicherweise einen Halt bot, und die im Vorderraum neben dem Kutscher sitzende Dame, flog mit sämtlichen auf dem Verdeck befindlichen Körben, Kisten, Koffern und Schachteln in das Wasser, während die im Wagen Sitzenden ein entsetzliches Jammergeschrei anstimmten.

Ohne an meinen invaliden Arm zu denken, war ich mit einer kühnen Voltige über die Barriere und von dort in den Teich gesprungen, dessen Wasser mir indes nur bis über die Kniee reichte. Die Dame, welche ihren großen, aufgespannten Sonnenschirm, der ihren Fall abgeschwächt hatte, krampfhaft, wie zum Schutz, noch immer in beiden Händen hielt, streckte nur den Kopf aus dem Wasser und schien betäubt zu sein. Ich umfaßte sie, und halb getragen, halb geschleift, brachte ich sie an das Ufer, wo hilfreiche Hände sie über die Barriere hoben und unter einem Obstbaum niederlegten. Obwohl nicht mehr ganz jung, würde man doch das Gesicht, umrahmt von den dunklen, feuchten Haarmassen, hübsch genannt haben, wenn es nicht ein grauer Teint entstellt hätte. Kopf und Brust mit grünem Laich und Wasserblumen bedeckt, die Augen geschlossen, glich sie einer verunglückten „Ophelia".

Inzwischen hatte sich der Omnibus entleert und mich umdrängte ein Kreis abenteuerlicher Gestalten, dankend und laut schluchzend. Dabei jammerte man hier um einen Korb, der auf dem Wasser schwamm, dort nach einer Kiste, welche ein junger Mann vergebens mit einer Stange an das Ufer zu ziehen suchte.

Ein Maler hätte hier den schönsten Stoff zu einem Genrebild gefunden.

„O, mein Herr!" wandte sich verzweiflungsvoll eine alte, ungemein jugendlich gekleidete Dame, an mich, „Sie haben ein Menschenleben gerettet, retten Sie, ich beschwöre Sie, retten Sie auch mein bißchen Hab' und Gut, oder ich bin ruiniert!"

Damit deutete sie auf einen mächtigen Koffer, der, sich lustig drehend, in der Mitte des Teiches schwamm und von den Enten neugierig und schnatternd umkreist wurde.

Ich fand die Zumutung der Alten, die sich später als Frau Putzig vorstellte, etwas stark, aber da ja doch meine Kleider bereits durchnäßt waren, so zögerte ich nicht, ihre Bitte zu erfüllen, stieg von neuem in das Wasser und trieb das ganze, verunglückte Strandgut dem Ufer zu, wo es von den Händen des Kutschers und einiger männlicher Individuen des Vorwerks in Empfang genommen und auf dem Wagen, der inzwischen wieder in normalen Zustand versetzt worden war, verladen wurde. Der Strom des Dankes, der sich nun über mich ergoß, war ein betäubender. Jeder wollte mir die Hand drücken, jeder mir irgend was Angenehmes sagen und da alle zu gleicher Zeit sprachen und agierten, so entstand ein Lärm, etwa wie im „Freischütz", wenn in der Wolfsschlucht Kaspar „sieben" gerufen.

Nachdem wieder Ruhe eingetreten, erfuhr ich, daß ich die Ehre und das Glück gehabt, der erwarteten Theatergesellschaft des Direktors Schmitz mich hilfreich erweisen zu können und daß die gerettete Dame, welche man eben in den Wagen trug, Fräulein Rosa von Myskaloczewska sei, welche bei der Eröffnungsvorstellung morgen die Agnes Bernauer darstellen werde.

Wie merkwürdig, daß ich die Historie verbessern und die Bernauer retten mußte, statt sie, wie ja geschichtlich erwiesen, ertrinken zu lassen!?"

Als ich mich nach dem Prinzipal der Gesellschaft erkundigte, verzogen sich höhnisch die Mienen der Anwesenden.

„Der Direktor fährt nicht mit uns!" beantwortete eine kleine, hübsche Blondine, beweglich und flink wie eine Meise, meine Frage. Es war die Soubrette der Gesellschaft. „Der schwäbische Herrgott" macht sich nicht so gemein, mit uns in einem Menageriewagen zu fahren. Der gibt's hoch, fährt stolz

mit der Familie in einem Extrawagen. Nur nobel! Pah! wir haben's ja!"

„Aber, Bellini", rief ein altes, verwachsenes Männchen, der Souffleur der Truppe, „zähmen Sie doch Ihre Zunge. Wenn der Direktor das hörte!"

„Der weiß, wie ich über ihn denke, und in acht Tagen ist, Gott sei Dank! mein Kontrakt um, da liegt mir nicht so viel mehr an dem Thaddädel!" Damit schlug sie mit den Fingern ein Schnippchen, machte eine graziöse Pirouette und nahm wieder ihren Platz im Wagen ein.

Nachdem endlich alles geordnet war, handelte es sich für mich darum, so schnell als möglich nach der Stadt zu kommen, und meine nassen Kleider, die mir bereits recht unbehaglich wurden, gegen trockene zu vertauschen. Ich bat deshalb um Erlaubnis, den erledigten Platz draußen im Kabriolett einnehmen zu dürfen. Dies wurde aber entschieden abgelehnt und mir dagegen, namentlich von den Damen, ein Sitz im Innern des Wagens angeboten. Die beiden Liebhaber der Gesellschaft waren bereits zu Fuß nach der Stadt geeilt, um die Kunde von dem gehabten Mißgeschick schneller in Umlauf zu setzen, und nachdem der kleine Souffleur neben dem Kutscher untergebracht, zögerte ich nicht, das Anerbieten dankend anzunehmen. In dem langen Omnibus, der wirklich einem Menageriewagen ähnlich sah, wie man sie auf Messen und Jahrmärkten antrifft, hatte man auf der Bank ein Lager von Decken und Reisetaschen hergerichtet, auf dem die „Theerose", noch sehr angegriffen, wie es schien, ruhte. Als sie mich erblickte, reichte sie mir dankend die schmale Hand, schauderte dann, wie nervös, zusammen — wahrscheinlich in Erinnerung des Geschehenen — und schloß die matten Augen wieder.

Die Damen hatten die Liebenswürdigkeit, die untere Hälfte meiner Person, welche nur zu deutlich die Spuren des Ententeiches trug, mit Plaids und Reisedecken einzuhüllen, und da

ich, fest eingekeilt, zwischen Fräulein Bellini und der Frau Putzig saß, so wurde mir bald recht bedenklich warm.

Während der Fahrt bildete natürlich das gehabte Malheur das Thema des Gesprächs, und da der Aberglaube, wie ich später mich zu überzeugen oft Gelegenheit hatte, nirgends so grassiert als beim Theater, so wurde jede Zufälligkeit hervorgesucht, die als ein warnendes Omen gedeutet werden konnte.

„Sehen Sie", rief die Bellini, indem sie sich an ihre Kollegin wendete, „ich wußte vorher, daß uns auf dieser Fahrt etwas zustoßen würde! Als die Myskaloczewska den Wagen halten ließ und — umkehrte, ihre vergessene Tasche zu holen, da war das Unglück schon unterschrieben."

„Ein noch schlimmeres Zeichen war es", entgegnete bedeutungsvoll die Putzig, „daß auf der ganzen langen Tour bis hierher alle Schafe auf der rechten Seite weideten."

„Aber meine Damen!" rief ich lachend, „glauben Sie denn wirklich an derartige Zufälligkeiten?"

„Gewiß!" riefen beide überzeugungsvoll. „Denken Sie noch an den Unglückstag, Bellini", fuhr die Putzig fort, „an dem unser guter Schramm starb?" — Sie nickte schmerzlich. — „Den ganzen Tag schon verfolgte ihn das Mißgeschick. Zuerst stieg er in der Zerstreuung mit dem linken Fuß aus dem Bett. Dann, als er aus dem Hause trat, lief ihm eine große schwarze Katze quer über den Weg, und am Abend, wo wir beim Direktor zum Nachtessen eingeladen waren, kommt er zum Schluß und setzt sich als — Dreizehnter zu Tische!"

„Nun — und was geschah ihm nach all diesen Ungeheuerlichkeiten?" fragte ich.

„Am andern Morgen wurde er krank; eine Wunde, die er sich in Frankreich geholt, brach wieder auf und — acht Tage später starb er."

„Wie oft", klagte die Bellini, „hat mir Schramm während seiner Krankheit von diesen bösen Anzeichen erzählt."

Ich lachte und war im Begriff, gegen diesen jugendlichen Köhlerglauben anzukämpfen, als plötzlich mit einem Ruck, der bei den Damen einen gellenden Aufschrei veranlaßte, unser Omnibus vor dem „Goldenen Stern" hielt.

„Rosa! Meine Rosa!" rief eine scharfe Stimme, welche ich als die des Dr. Pfitzenhuber erkannte. Die Wagenthür wurde aufgerissen und der Genannte, ohne sich um uns zu kümmern, sank vor seiner Rosa nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen und — Thränen. Während sich dieser rührenden Gruppe die ganze Aufmerksamkeit zuwendete, entschlüpfte ich den warmen Decken und dem Wagen und eilte unbemerkt in das Hotel und auf mein Zimmer.

Einen leichten Schnupfen abgerechnet, war mir mein Erlebnis am Ententeich ziemlich gut bekommen. Leider aber war dies bei Fräulein von Myskaloczewska nicht der Fall. Dr. Pfitzenhuber, der mich als ihren „Lebensretter" mit pathetischen Dankesversicherungen überhäufte, hatte mir schweren Herzens mitgeteilt, daß Schreck und Aufregung so heftig auf die Ärmste eingewirkt, daß sie die Nacht im Fieber zugebracht. Infolgedessen war die Vorstellung „Agnes Bernauer" ebenfalls ins Wasser gefallen, d. h. sie konnte nicht aufgeführt werden, weil sich keine zweite Vertreterin dafür fand. Statt ihrer kündigte der Theaterzettel für den nächsten Tag den „Verschwender" an. — Mein Wirt war mit dieser Abänderung sehr zufrieden. Als ich ihm auf der von Weinlaub dicht umrankten Veranda des Hotels begegnete, erzählte er mir, daß Pfitzenhuber die ganze Nacht am Bette seiner Rosa gewacht und die Anordnungen des Arztes, Eisumschläge für den Kopf und Darreichung der Medizin, mit aller Sorglichkeit ausgeführt habe. „Es ist wahrhaft rührend", meinte er, „bei diesem finstern sarkastischen Menschen einer so tiefen Neigung zu begegnen, namentlich da sie doch ziemlich verspätet auftritt."

„Vielleicht gerade deshalb ist sie so intensiv", entgegnete ich. „Wie er mir vertraute, liebt er Rosa seit 15 Jahren, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie zu seiner Frau zu machen. Sollte das nicht auch ein wenig seine Schuld sein? — Kein Weib liebt den Mann, der nicht zugleich ihr Herr ist, und das ist, scheint mir, hier nicht der Fall.

„Die Katastrophe bietet vielleicht die Veranlassung, daß er sich jetzt männlich aufrafft und seine Devise: ‚das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!' zur Wahrheit macht. Jede Donna Diana fand noch ihren Cäsar, so wird es wohl auch hier der Fall sein."

An den Stufen der Veranda erschienen während dieses Gespräches ein Herr und eine Dame, ziemlich einfach gekleidet, welche durch ihre fast gleichen Persönlichkeiten wie Zwillinge erschienen. Beide waren klein, beide wohlbeleibt, hatten kugelrunde Köpfe und volle, fleischige, von Gesundheit strotzende Gesichter. Nur der Ausdruck der letzteren war verschieden. Während die Dame ziemlich phlegmatisch, fast gleichgültig erschien, beobachteten die kleinen listigen Augen des Mannes, mit seinem stereotypen gutmütigen Lächeln, fortwährend alles, was um ihn her vorging.

„Der schwäbische Herrgott und seine Frau!" flüsterte mir rasch mein Wirt zu, indem er das Weinlaub zurückbog, um mir die Betreffenden deutlicher zeigen zu können.

Ich muß gestehen, ich hatte mir ein andres Bild von diesem vielgenannten Herrn in meiner Phantasie erdacht; namentlich konnte ich von einer Tyrannennatur nicht das Mindeste entdecken.

Das Ehepaar betrat die Veranda und mein Wirt stellte mich ihnen vor: „Referendar Dalberg". — Der Direktor hatte mich bereits in meiner Wohnung gesucht, ohne mich anzutreffen, um mir seinen und der ganzen Gesellschaft Dank auszusprechen, und that dies nun in einer recht überschwenglichen, theatralischen

Rede, die mit den Worten schloß: „Zum Glück war ein Dalberg da!“ — Da er sich hierbei einer Sprechweise bediente, die aus Bayrisch, Schwäbisch und Hochdeutsch zusammengewürfelt war, so wirkte sie furchtbar komisch und ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Außerdem hatte er eine verflixte Manier, mich scharf anzusehen, so daß ich glauben mußte, ich habe auf meinen Kleidern eine Raupe oder sonst etwas Ungehöriges sitzen.

Mein Wirt hatte Stühle gestellt, und bald saßen wir gemütlich plaudernd und rauchend an dem freundlichen schattigen Ort. Direktor Schmitz schien mit einem gewissen Stolz von sich und seinen Künstlerfahrten zu erzählen, denn es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, ihn plaudern zu machen.

„So lange ich Direktion führe“, sagte er, „habe ich nicht so schlechte Zeiten durchgemacht als jetzt. Das Publikum in der Provinz ist verwöhnt und macht Ansprüche wie die Hoftheater von München und Wien. Teure Novitäten zu kaufen, dazu sind die Einnahmen zu schlecht, und wenn mir in den Städten, die ich bereise, mein Stammpublikum nicht treu geblieben, ich hätte schon längst die Bude schließen müssen. Aber das — —“

„— muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!“ fiel ich scherzend ein.

Er und seine Frau sahen mich überrascht an; dann blinzelte er mit den listigen Augen, erhob schelmisch drohend den Zeigefinger und rief lachend: „Das hat Ihnen der Pfitzenhuber gesagt!“

„Na, na, Schmitz“, nahm mein Wirt das Wort, „übertreibe nicht zu sehr. Der schwäbische Herrgott weiß sich schon zu helfen, wenn's einmal schlecht geht, das haben wir voriges Jahr gesehen, und Pater Joseph hat bereits von der Kanzel herab Reklame für dich gemacht.“

Wir alle lachten.

„Der liebe, gute Pater!“ rief Schmitz. „So sollten sie alle

sein! — Hoffentlich werde ich nicht wieder durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums gezwungen, ihn betrüben zu müssen, denn wenn ich nicht weiter kann, greife ich in meiner Desperation wieder nach einer verbotenen Frucht und gebe den Pfarrer von Kirchfeld".

„Ums Himmelswillen!" rief der Sternwirt, „sprich so etwas nicht aus, wenn du das Geschäft nicht ruinieren willst. Das Abonnement für die ersten Vorstellungen ist ja gut ausgefallen. Komm her, schau selbst, hier liegt die Liste."

Während die beiden Herren in ein Nebenzimmer traten und sich den Geschäften zuwendeten, unterhielt ich mich mit der kleinen Frau, die bisher ziemlich teilnahmlos dagesessen. Jetzt erst betrachtete ich sie genauer und, ohne hübsch zu sein — was sie wohl nie gewesen — fand ich, daß sie in ihrer Üppigkeit einen stattlichen Eindruck machte; sie erfreute sich jener zweiten Jugend zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre. Wie ich aus dem angeknüpften Gespräch entnahm, schien sie recht verständig und genügend egoistisch, um ihre Interessen ebenso wahrzunehmen. Um den Hals trug sie eine Kette von geschliffenen Bernsteinkugeln, an welcher sich eine in Rokoko gearbeitete, ziemlich große ovale Brosche von gleicher Masse befand, ein wirkliches Prachtstück durch kunstvolle Arbeit und seltene Größe.

Ich sprach mein Entzücken über den Schmuck aus, wodurch sie höchlich erfreut schien, denn sie nahm ihn sofort ab und reichte ihn mir, um ihn in der Nähe betrachten zu können.

„Der Schmuck ist eine uralte Reliquie — oder ein Amulett, und seit undenklichen Zeiten in unsrer Familie. Hier", dabei deutete Sie auf die in der Platte eingravierten Figuren, „hier sehen sie die Jungfrau Maria, dort den Joseph mit der Zimmermannsaxt und in der Mitte die heilige Martha."

Meinem Gefühl nach besaßen die drei Figuren einen geringen Grad von Heiligkeit, um so mehr, als sie sich jeder

überflüssigen Kleidung entäußert hatten, dennoch aber war die Ausführung ein Meisterwerk, das jeden Antiquitätensammler entzückt haben würde.

Während ich die Platte gegen das Licht hielt, bemerkte ich, mit Hilfe des Pincenez, auf der Rückseite fein und zierlich graviert, lateinische Verse, die ich frei etwa so übersetzte:

„Pygmaleon formiert ein Bild von Elfenbein,
Hernach verliebt er sich darein,
Die Venus gibt dem Bild das Leben,
Und wird zur Ehe ihm gegeben."

Ich wußte wirklich nicht, sollte ich ernsthaft bleiben oder lachen? — Die Mythe der Galatea hatte man ins — Christliche übersetzt!

„Nicht wahr", sagte stolz die kleine Frau und ihre Augen glänzten, „das ist eine seltene Reliquie?"

„Ja, allerdings", stammelte ich, „eine sehr seltene." — Nach den Worten der Kassandra: ‚Nur der Irrtum ist das Leben', fühlte ich mich nicht berufen, diesen schönen Familienwahn zu zerstören, und hielt es für besser, zustimmend zu antworten. „Sollten Sie sich je dieses Kleinods entäußern wollen", fuhr ich fort, „so würde es mich freuen, da ich eifriger Sammler bin, wenn Sie mir beim Verkauf das Vorzugsrecht einräumten."

„O, nie, nie, mein Herr!" rief sie mit einer Energie, die ich ihr nicht zugetraut hätte. „Von dem Schmuck trenne ich mich nie! Nur am Marientag verläßt er seinen Platz, weil ich ihn da beim Besuch der Kirche stets ins Weihwasser tauche."

Die Venus und Galatea im Weihbecken! — Diese Idee brachte mich denn doch um alle Fassung und ich lachte laut auf. — Es war ein Glück, daß in diesem kritischen Moment die beiden Herren wieder zu uns traten und ich so einer Erklärung meiner Heiterkeit enthoben wurde.

„Das nennst du ein gutes Abonnement?" rief Schmitz, die Liste in der Hand; „wenn da nicht die Galerie das Beste

thut, sitze ich wieder auf! — Wollte Gott, wir bekämen bald wieder Krieg, damit ich 'mal wieder fette Einnahmen einstreichen kann!"

„Durch den Krieg?" fragte ich erstaunt. „Der Krieg ist doch sonst jeder Kunst feindlich?"

„Wie man's nimmt; mir hat er viel, viel Geld eingebracht! Damals wurde jeder Tag im Kalender rot angestrichen. Was, Alte — he?" — Die letzten Worte richtete er zärtlich an seine Frau, welche die Augen gen Himmel richtete, gleichsam die Wahrheit derselben da oben bestätigen zu lassen. „Ja, wissen Sie auch, mein Lieber", fuhr er fort, „daß der große Feldmarschall Manteuffel mein Theaterkassierer gewesen ist?"

Als ich darüber meine Ungläubigkeit zu erkennen gab, wurde er warm, rückte seinen Stuhl näher heran und erzählte mir folgende Geschichte, die von Zeit zu Zeit durch ein begleitendes Kopfnicken seiner Frau gewissermaßen bestätigt wurde.

„Sehen Sie, als 1870 unsre Armeen in Frankreich den ersten Sieg errungen, da engagierte ich mir eine kleine Gesellschaft tüchtiger und unternehmender Schauspieler. Du lieber Gott! ich hatte ja die Auswahl, denn wie viele Künstler liefen damals brotlos umher! Mit dieser Gesellschaft, meiner Frau und meinen Kindern zog ich den Truppen nach, blieb ihnen immer im Rücken und wenn abends in einer Stadt, einem Dorfe, selbst im offenen Felde Rast gemacht wurde, dann schlug ich ein improvisiertes Theater auf und sobald abgekocht war, wurde ein lustiges Stück aufgeführt. Die Erlaubnis hierzu wurde mir bereitwillig erteilt, denn die Generale sahen es gern, wenn nach des Tages Hitze und Mühen die Offiziere und Mannschaften eine Unterhaltung hatten, und Geld wurde dabei nicht gespart. Wer jeden Tag sein Leben einsetzen muß, der achtet den Mammon nicht so wie jeder Spießbürger, und freut sich, wenn er den Abend vor einem Tage, dessen Ende er nicht kennt, noch vergnügt verbringen kann. — Überall

kannte man bald den ‚schwäbischen Herrgott‘, so hatten mich die Soldaten getauft, und freuten sich, wenn er mit seiner Truppe einzog.

„So kamen wir auch nach Nancy. Ja, das war nun schon etwas Bedeutenderes! — Exzellenz von Manteuffel, dem ich meine Aufwartung machte, nahm mich sehr gnädig auf und gab den Befehl, daß mir das schöne große Stadttheater am Boulevard de Pologne zu meinen Vorstellungen überwiesen werde. Der liebe brave Herr dachte auch sorglich wie der ‚Königsleutnant‘: ‚Ich muß Vergnügen für die Armee haben‘. Obwohl ich nun manchen Verdruß mit den städtischen Behörden und den tückischen Franzosen durchzumachen hatte, die sich ärgerten, daß wir ihr schönes Theater benutzten, so kümmerte mich das wenig, denn wenn ich abends die Kasse schloß, wußte ich doch, wofür ich mich geärgert. — Nur eins machte mir viel Schmerzen. In Nancy zirkulierte das deutsche und französische Geld bunt durcheinander, und wenn ich abends die Billets verkaufte, so wurde es mir recht schwer, auf französisches rasch deutsches Geld zurückzugeben, oder umgekehrt auf deutsches französisches, je nach Wunsch.

„An einem Abend nun, wo der Andrang wieder sehr groß war, und ich förmlich ratlos an der Kasse saß, trat plötzlich im Interimsrock und Mütze Exzellenz von Manteuffel zu mir und rief in seiner energischen Art und Weise: „Schmitz, geben Sie 'mal her, ich werde Ihnen helfen!“ Ehe ich noch etwas erwidern konnte, hatte er schon meine Kasse — einen Blechkasten mit verschiedenen Abteilungen — ergriffen und nahm das Geld ein, während ich das gewünschte Billet hinreichte und den Preis nannte. Die Herausgabe, z. B. auf ein Zehnfrankstück in deutscher, oder auf ein deutsches Goldstück in französischer Münze, geschah von ihm mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die einem gewiegten Bankier zur Ehre gereicht haben würde.

„Sie können denken, welches Aufsehen mein neuer Kassierer

machte! Überaus komisch wirkte es, wenn das Militär, das in allen Waffengattungen in Nancy lag, laut lärmend, säbelklirrend und mit Sporengerassel, vielleicht etwas angeheitert, an die Kasse kam, plötzlich den obersten Chef erkannte, bestürzt verstummte und stramm die Honneurs machte.

„‚So, Schmitz, nun streichen Sie Ihr Geld ein!‘ sagte er zum Schluß. ‚Ich hoffe, wenn Sie aufgepaßt haben, werden Sie sich das nächste Mal weniger ungeschickt anstellen und sich weniger ‚bemogeln‘ lassen! Gute Nacht!‘ — Damit stieg er die Stufen hinan, die zu seiner Loge führten.“

„Das ist ein ganz reizender, liebenswürdiger Zug des berühmten Generals!“ rief ich. „Nun, und trotz dem Donner der Kanonen machten Sie gute Geschäfte?“

„Brillante! Die besten meiner ganzen Direktionsführung. Es zeigte sich hier wieder deutlich, daß man nur dann Geld verdienen kann, wenn man es nicht notwendig braucht und sorglos nur für den Tag lebt. Niemand hat wohl den Friedensschluß mehr bedauert als ich, mein lieber Herr! Aber wenn es wieder losgeht“, sein Auge leuchtete hell auf, „da fehlt auch der schwäbische Herrgott gewiß nicht!“

Zwei junge Mädchen, das eine zart und schlank, das andre von kleiner, voller Figur, die Töchter des Direktors, erschienen auf der Veranda, um die Eltern zur Probe abzuholen. Sie kamen von Fräulein von Myskaloczewska, welche sich wieder so weit hergestellt fühlte, daß sie erklärte, wenn sie sich heute noch schonen könne, morgen im „Verschwender“ die weniger anstrengende Rolle der „Fee Cheristane“ übernehmen zu wollen, obschon sich Dr. Pfitzenhuber dem energisch widersetzt hatte.

Die Direktion war dadurch einer großen Sorge enthoben, da das Damenpersonal nur ein kleines war.

Fräulein Luise, die älteste der Töchter, verkündete ihrem Papa, daß das Theater morgen überfüllt werden würde, denn der Zettelträger brauche noch Billets — — —“

„Laßt doch diese verwünschten Redereien!“ unterbrach sie Schmitz wütend, „das ist ein feststehender Glaube, daß immer das Gegenteil von solchen Vorhersagungen eintrifft!“

Mama Schmitz, welche bei der Äußerung der Tochter so blaß geworden war, als ihr blühender Teint das erlaubte, stimmte seufzend dem Gatten bei.

„Nein, Papa, diesmal nicht; denn als ich daran dachte, kam mir ein Gespann mit prächtigen Schimmeln entgegengefahren. Da spuckte ich rasch dreimal in die Luft, und du weißt, was man dabei sich denkt — das geht immer in Erfüllung.“

Die Familie war beruhigt.

„Unter diesen Umständen“, erwiderte ich lachend, „möchte ich bitten, mir einen guten Platz morgen zu reservieren“, was sofort von Direktor Schmitz notiert wurde. Indem ich mich empfahl, meinen gewohnten Spaziergang zu machen, wurde ich äußerst huldvoll von allen, namentlich aber von Mama Schmitz, entlassen. Meine aufrichtige Bewunderung ihres heiligen Familienschmucks hatte mir das Herz der alten Dame völlig zugewendet.

Außerhalb der Stadt, etwa zehn Minuten von dieser entfernt, lag das Schützenhaus, ein altes, verwettertes Gebäude, dessen Benutzung durch die Errichtung eines neuen Hauses seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen worden war, und dessen großer Saal jetzt nur noch zu Festlichkeiten, Tanzvergnügungen und Schaustellungen aller Art, von der Schützengilde vermietet wurde. Eine prächtige, wohlgepflegte Allee von schönen Kastanienbäumen, welche dahin führte, machte das alte Schützenhaus noch immer zu einem besonders beliebten Spaziergang und Vergnügungsort für die Bewohner der Stadt.

An der Langseite des großen und hohen Saals war eine Bühne errichtet, deren äußeren, grell bemalten Verkleidungen

sowie dem Vorhang man es ansah, daß sie von vielen, vielen Wanderungen zu erzählen wußten. — Der Vorhang zeigte dem Zuschauer ein schreckliches weibliches Wesen — wie ich später belehrt wurde, die „Tragödie“ darstellend — deren Kopf lauter Blindschleichen umringelten und die in der linken Hand ein blutiges Menschenhaupt und in der rechten ein blankes Messer hielt. Da dieser Vorhang auf den vielen Reisen wahrscheinlich zusammengefaltet werden mußte, so waren dadurch unzählige Brüche auf der Leinwand entstanden, welche der „Tragödie“ nicht zum Vorteil gereichten und leicht zu der Annahme berechtigten, daß sie auf dem linken Auge erblindet sei und die Nase gebrochen habe.

Während der Saal durch Stühle und Bänke in zwei Hälften geteilt worden war, welche den Sperrsitz und das Parterre präsentierten, bildete die hölzerne Galerie, welche rings den ganzen Saal umzog, den billigsten Platz, das beliebte „Paradies“, auch „Heuboden“ genannt. Zwischen den vordersten Säulen, welche diese Galerie trugen, hatte man rechts und links zwei kleine Logen errichtet, jedenfalls für die Behörden und Honoratioren der Stadt.

Mein Wirt hatte sich für diesen Abend seiner Familie gewidmet, so daß ich mich also allein und ungestört dem künstlerischen Genuß hingeben konnte.

An der Theaterkasse thronte zwischen zwei Windlichtern, vor sich einen großen Blechkasten — jedenfalls der von Manteuffel benutzte — freudestrahlend die Direktorin, welche trotz des großen Andrangs Zeit zu einem freundlichen Lächeln für mich fand und mir mit verbindlichen Worten ein reserviertes Logenbillet überreichte. Von dem dunklen Seidenkleid, welches sie trug, hob sich sehr vorteilhaft die Brosche der heiligen „Galatea“ ab.

Von meinem Logenplatz aus konnte ich, ohne Belästigung, die Bühne und das Publikum bequem beobachten, soweit dies

eben die recht mangelhafte Beleuchtung zuließ, die sich noch in den ersten Stadien zwischen Talg und Öl befand.

Der Direktor hatte alle Ursache, mit der Einnahme zufrieden zu sein, denn der große Saal war vollständig besetzt und die Galerie beängstigend bevölkert. Ein Orchester von neun Mann, dirigiert von einem bleichen, jungen Mann mit einem Beethovenkopf, brachte die stimmungsvolle Kreuzersche Ouvertüre sowie die sämtlichen Musiknummern ganz annehmbar zu Gehör.

Ich habe durchaus nicht die Absicht, in diesen „Aufzeichnungen" eine kritische Abhandlung des allbekannten „Verschwender" niederzulegen, oder die Darstellungen der Mitglieder eingehend zu besprechen — nur die Personen, welche in den Vordergrund meiner Erlebnisse treten, will ich hier flüchtig streifen.

Dr. Pfitzenhuber, der den schurkischen Kammerdiener Wolf spielte, überraschte mich durch seine geschmeidige, gewandte Darstellung, die dem heuchlerischen Schurken als Maske dient. — Als „Fee Cheristane" die Bühne betrat, war ich wirklich einen Augenblick im Zweifel, ob diese schöne, blendende Erscheinung auch wirklich Rosa von Myskaloczewska sei? Das Publikum teilte meine Bewunderung, denn ein leises „Ah!" durchlief den Saal. — Pfitzenhuber hatte recht, wenn er sagte, daß sie „das schönste Weib der Erde" — am Abend sei. Sein Vergleich mit dem Theeblatt, der mir wieder einfiel, erwies sich als sehr wahr, denn nachdem die entstellende graue Gesichtsfarbe durch den erwärmten weißen Teint der Fettschminke verschwunden war und eine sanfte Röte die Wangen belebte, traten die wirklich klassischen Züge, gehoben durch die großen, dunklen Augen und das schöne Haar, blendend hervor. Die Raimundschen Verse sprach sie mit einem weichen, klangvollen Organ, dem man nur zuweilen den scharfen, polnischen Accent anmerkte.

Als endlich der sehnlichst erwartete „schwäbische Herrgott"

in der Rolle des „Bedienten Valentin“ erschien, brach ein so toller Jubel los, wie ich ihn noch nie in einem Theater gehört, und sowie er sich nur mit einem Kratzfuß verneigte, oder mit zärtlichen Blicken zur Galerie hinaufstierte, was allerdings ungemein komisch wirkte, jagte ein Gelächter das andre. Seine Art und Weise zu sprechen, zu singen, sich zu gebärden, gehörte einer Zeit an, wo die Staberliaden (Staberls Reiseabenteuer rc.), die mit dem Komiker Lang in München wohl den letzten großen Darsteller verloren, noch in der Mode waren. Selbst der Bedientenrock mit dem kurzen Kragen und den Stulpenstiefeln erinnerte daran. — Für die Masse wirkte das alles, wie schon gesagt, unendlich komisch und es erklärte mir die ungeheure Popularität des Darstellers. Da es ihm auch an Tiefe des Gemüts nicht fehlte, so machten die gut einstudierten Kinderszenen des letzten Aktes sowie der Vortrag des bekannten Hobelliedes — dessen Schlußvers einen Appell an das Wohlwollen des Publikums enthielt — einen rührenden, wirkungsvollen Eindruck.

Neben dieser köstlichen Figur blieb die Darstellerin des „Kammermädchens Rosa“, Fräulein Bellini, weit zurück. — Wie ich erfahren, hieß die Bellini eigentlich Bello, da aber der Hund des Direktors ebenfalls Bello hieß und dadurch für beide Teile oft unliebsame Verwechselungen entstanden, so hatte man diese Umänderung für ratsam gehalten. — Die derbe, norddeutsche Soubrettenmanier der sonst ganz netten jungen Dame paßte so gar nicht zu ihrem süddeutschen, gemütlichen „Thaddädel“, und ihr hochdeutsches Wesen blieb hier unverständlich.

Was schließlich die Ausstattung des Stückes betrifft, so war dabei sehr stark auf die Phantasie und die Nachsicht des Publikums gerechnet, das auch in dieser Hinsicht nicht verwöhnt schien. Störend war nur zweierlei: Als „Fee Cheristane“ mit den Worten: „Julius, gedenke mein! über die Bühne ihrer

himmlischen Heimat zufliegen sollte, versagte die Maschinerie und die Ärmste baumelte nun an zwei Drähten, wie das Lamm an der Kette des Goldenen Vlieses, in der Luft. — Der zweite Unfall war heiterer Art. Auf einem Tische brachten zwei Statisten, unter Wolfs Anordnung, die kostbare Vase auf die Bühne, welche „Flottwell" seiner Geliebten zugedacht hatte. Alles drängte sich bewundernd und entzückt um den Tisch und plötzlich verlor die Vase ihren Halt und auf der Erde lag — ein Stück grauer Pappe und ein Ziegelstein, der wahrscheinlich als Beschwerer gedient hatte. Ungeheure Heiterkeit war hier unvermeidlich. — Alles in allem, das Publikum war sehr zufrieden und als zum Schluß aus dem Souffleurkasten die Gruppe der gesamten Darsteller durch Rotfeuer grell beleuchtet wurde, da kannte die Dankbarkeit, namentlich der Galerie, keine Grenzen und bereits außerhalb des Saales hörte ich noch, wie man immer und immer wieder den wackeren Tischler mit seiner Familie zu sehen verlangte.

Als ich, nach der Stadt zurückgekehrt, mein Zimmer betrat, fand ich auf meinem Schreibtisch zwei Briefe. Der erste, aus der Heimat, war von meinem Schwager. Er zeigte mir an, daß meine Schwester von einem Söhnchen entbunden worden und ihrem einzigen Bruder die Ehre zugedacht habe, den Neffen aus der Taufe zu heben. Sie hoffe von meiner brüderlichen Liebe, daß ich ihr das Opfer bringen und meine Reise unterbrechen werde, um so mehr, als mein Urlaub in wenigen Tagen zu Ende sei. — Der für die Feierlichkeit festgesetzte Tag (der Geburtstag meines Vaters), war indes so nahe, daß ich, um rechtzeitig einzutreffen, bereits am folgenden Tag meine Rückreise antreten mußte.

Der zweite Brief, der auf die Eleganz des ersten keinen Anspruch machte und mit einer Aktenschrift auf Aktenpapier, ungemein genial hingeworfen war, lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Der ewig unvergessene Dienst, den Sie meiner — um Ihr Bild nachzubrauchen — ‚Theerose‘ erwiesen, der bis zu unserm letzten Hauche in dankbarer Seele leben wird, sowie die liebenswürdige Freundlichkeit, welche Sie meiner Person zuzuwenden die große Güte hatten, veranlassen uns, Sie zu bitten, heute Abend, nach dem Theater, Zimmer Nr. 8, Zeuge einer kleinen, stillen Festlichkeit sein zu wollen. — Auch Herr Dr. Grübler wird dabei anwesend sein. — Meine Devise: ‚Es muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!‘ soll heute Abend zur Wahrheit werden.

In Erwartung 2c. 2c.

Dr. Pfitzenhuber."

— Eine stille Festlichkeit auf Nr. 8? — Wie geheimnisvoll das klingt! — Und unter Assistenz eines Doktors?" — Ich glaube, ich hätte diesen Brief zuerst lesen und dann die Kindtaufe meiner Schwester folgen lassen müssen, denn ich ahnte, was diese kleine, stille Festlichkeit zu bedeuten habe.

Da ich Nr. 1 bewohnte, so mußte Nr. 8 auf demselben Korridor liegen. Rasch machte ich ein wenig Toilette und stand bald vor der bezeichneten Thür, die mir auf ein schüchternes Klopfen, sofort von Dr. Pfitzenhuber geöffnet wurde.

Auf dem Sofa saß, noch etwas angegriffen, aber glückstrahlend, Fräulein von Myskalosczewska an der Seite meines Arztes, des Dr. Grübler. Auf dem Tische hatte soeben ein Kellner des Hotels eine dampfende Punschbowle in Begleitung von Gläsern und Kuchen niedergesetzt.

Die „Theerose" erhob sich und reichte mir mit aller Herzlichkeit beide Hände entgegen, während mich Pfitzenhuber, die Punschkelle in der Hand, stürmisch in seine Arme schloß. Der Ausdruck seines Gesichts war ein so ganz andrer, jugendlicherer, und die Blicke, die er von Zeit zu Zeit nach dem Sofa, auf seine Rosa richtete, strahlten hell von Glück und Liebe.

Die Gläser waren gefüllt und nachdem sich der Kellner wieder entfernt hatte, rüstete sich Pfitzenhuber, uns über den Zweck seiner geheimnisvollen Einladung aufzuklären: „Meine Herren!“ begann er, „in der Stunde der Gefahr ketten sich die Menschen fester aneinander, da schmilzt der Panzer, den man zur Abwehr um das Herz gelegt, da fühlt man plötzlich, daß man bisher ein sonnenloses Leben geführt hat! und, meine Herren! — wer haßt nicht ein Dasein ohne Sonne? — So ging es meiner Rosa. Was eine fünfzehnjährige treue Liebe nicht vermochte, das vollbrachte eine Nacht am Krankenbette. Als ich meiner Rosa beim Schein der Lampe den kühlenden Trank gereicht, da schmolz die Rinde ihres Herzens, sie sah mich tief ergriffen und gerührt an und sprach mit leiser, matter Stimme: ‚Pfitzenhuber — Sie sind gut — Sie haben ein gefühlvolles Herz — das habe ich erst jetzt und hier erkannt. — Wenn Sie mich noch wollen — so werde ich Ihr Weib!‘ — Was soll ich Ihnen weiter sagen, meine Herren? — Meine Einladung erklärt alles. Wir wünschten die beiden Männer als Zeugen unsrer Verlobung zu sehen, die ja gewissermaßen Ihr Werk ist. Sie, Herr Referendar, retteten meine Braut aus den Fluten des Wassers, Sie, Herr Doktor aus Fiebersglut. Ihnen beiden verdanken wir Glück und Leben! Stoßen wir an, auf das Wohl unsrer Glücks- und Lebensretter!“

Hell erklangen die Gläser.

Ohne unsre Entgegnung auf diesen etwas dunklen Toast abzuwarten, trat er dann feierlich auf Rosa zu, gab und empfing den Verlobungsring und hatte den Mut, nach fünfzehnjährigem Seufzen den ersten Kuß auf ihre Lippen zu drücken, den sie verschämt an seiner Brust erwiderte. Der alte, finstere Junggeselle und die spröde alte Jungfer waren plötzlich, verschämt durch das Glück der Liebe, wieder jung geworden.

Bewegt von diesem rührenden Bild, hielten der Doktor und ich jede weitere Standrede für gänzlich überflüssig. Wir

griffen daher wieder zu den Gläsern und riefen mit aller Herzlichkeit: „Braut und Bräutigam, sie leben hoch!"

„Hoch! — Hoch!" antwortete draußen ein vielstimmiges Echo.

Erstaunt wendeten wir uns der Thür zu, als diese plötzlich weit geöffnet wurde und sich uns Direktor Schmitz mit seiner Familie sowie das gesamte Personal seiner Gesellschaft, alle mit Papierlaternen in den Händen, in einer überraschenden Gruppe präsentierte.

Die Indiskretion des Kellners hatte jedenfalls diese Ovation veranlaßt. Wenigstens hatte er dem Direktor, der sich nach der Theatervorstellung mit seinen Mitgliedern noch unten im Restaurant befand, von dieser stillen Verlobung heimlich Mitteilung gemacht, und dieser, der vielleicht seine beiden besten Schauspielstützen durch die Verbindung zu verlieren fürchtete, improvisierte schnell diese Huldigung. Nachdem er seine Gratulation dargebracht, versicherte er sich sofort durch Handschlag, daß das junge Ehepaar auch ferner kontraktlich seiner Bühne verbleiben werde. Er spekulierte dabei auch auf den wunderbaren Doppelnamen, den in Zukunft seine erste tragische Liebhaberin und Heroine führen würde: „Frau von Pfitzenhuber-Myskaloczewska!"

Doktor Grübler und ich forderten die ganze Gesellschaft auf, da das kleine Zimmer einen zu beschränkten Raum bot, unten im Restaurant die Fortsetzung der Feier zu begehen und mit uns ein Glas auf das Wohl des Brautpaares zu leeren, was natürlich von allen mit Begeisterung angenommen wurde.

Es war 2 Uhr morgens, als ich mich bei einer, bereits mit schwerer Zunge vorgetragenen, endlosen Erzählung des schwäbischen Herrgotts, die natürlich in Frankreich spielte, der angeheiterten Gesellschaft still entzog. — Nur einen letzten Blick noch warf ich auf das Brautpaar, welches, teilnahmlos für alles ringsumher, nur sich und seiner Liebe lebte und nicht mehr wünschte, daß es anders werden, sondern stets so bleiben möchte!

Von frühster Jugend an habe ich eine tiefe Abneigung gegen jedes Abschiednehmen. Aus diesem Grunde erfuhr denn auch niemand, außer meinem Wirt, der die Freundlichkeit hatte, mich zur Bahn zu begleiten, daß ich K.. so bald verlassen würde.

Der angenehme Aufenthalt hier, der mir nur zu rasch vergangen, sowie die mancherlei interessanten Erlebnisse und Verbindungen, die an mich herangetreten, veranlaßten mich, meinen freundlichen Gastgeber zu bitten, mir von Zeit zu Zeit Mitteilungen über diese und jene Persönlichkeit machen zu wollen, was er auch bereitwillig übernahm.

Seinem ersten Briefe, den ich von ihm erhielt, war eine Karte beigelegt:

Dr. jur. Wenzel Pfitzenhuber,
Rosa Pfitzenhuber, geb. von Myskaloczewska,
Neuvermählte.

Wie der Sternwirt schrieb, hatte Pater Joseph die Ehe eingesegnet. — Ferner hieß es: „Der schwäbische Herrgott", obwohl er sehr gute Geschäfte macht, klagt doch beständig und wünscht nichts sehnlicher, als daß es bald wieder nach Frankreich gehen möchte. Pfitzenhubers Devise hat er jetzt annektiert, denn wenn er die Zeitungen gelesen oder heftig wird, hört man ihn rufen: „Das muß anders werden, so kann's nicht länger bleiben!"

V.

Ein Gedenkblatt am Allerseelentag.

Wer jemals in dem freundlichen Weimar lebte oder dort längeren Aufenthalt nahm, der erinnert sich gewiß auch jenes einfachen, aber gemütlichen Restaurants von Chemnitius, seitwärts vom Hoftheater, mit der Aussicht auf den Theaterplatz und das herrliche Rietschelsche „Schiller-Goethe-Denkmal.“

In den späten Morgenstunden versammelten sich hier gewöhnlich beim Frühschoppen die Künstler der soeben vom Großherzog ins Leben gerufenen Malerakademie unter Direktion des Grafen Kalckreuth, sowie Mitglieder des Hoftheaters, Bürger und Kunstfreunde. Man hatte diesen Zusammenkünften den Namen: „Künstlerbörse“ gegeben.

Die Unterhaltung war an jenem Morgen, von dem ich hier erzähle, eine ungemein lebhafte und betraf die gestrige Aufführung der Schillerschen Wallenstein-Trilogie, welche Dingelstedt, zum erstenmal im Zeitraum eines Tages (eines Sonntags) im Hoftheater zur Darstellung gebracht hatte. Von 11 bis halb 1 Uhr gab man „Wallensteins Lager“, von 2 bis halb 5 Uhr „Die Piccolomini“ und von 6 bis gegen 11 Uhr „Wallensteins Tod“. — Die zwischen den Stücken liegenden Pausen waren für das Publikum bestimmt, sich auch leiblich zu erquicken.

Dingelstedt beabsichtigte durch diese Gesamtdarstellung des Schillerschen Meisterwerkes vorzugsweise jenem Publikum, welches nicht zwei Tage an eine Aufführung zu wenden vermag, namentlich den Landgeistlichen, Lehrern und Landbewohnern, Gelegenheit zu geben, es in dieser Form am bequemsten im vollen Zusammenhang kennen zu lernen. Wenn der erfahrene Bühnenleiter damit auch einen Kassenzweck verband, so wurde dieser vollkommen erreicht, denn von nah und fern waren sie in dichten Scharen herbeigeströmt und genossen im Schweiße ihres Angesichts dieses außergewöhnliche Schauspiel.

Indem man beim Bierglas das auch künstlerisch überaus glänzend verlaufene Unternehmen besprach, konnte es nicht fehlen, daß einige Heißsporne der Gesellschaft das Ganze als ein Experiment verwarfen.

„Dingelstedts Devise", meinte heftig Professor W . . . . ., „ist: Nur immer Neues, nicht Dagewesenes und Aufsehen um jeden Preis! — Na, das hat er ja gestern erreicht, und ich glaube, wir werden unter seiner Regierung nach dieser Richtung hin noch manche Überraschung von ihm zu erwarten haben!"

Alle lachten.

„Meine Herren", nahm ein alter weimarischer Rat, dessen Erinnerungen noch bis in die Schiller-Goethe-Epoche reichten, verteidigend das Wort, „erlauben Sie, daß ich den Herrn Generalintendanten gegen Sie alle in Schutz nehme. Trotz meines hohen Alters habe ich gestern der ganzen Vorstellung beigewohnt und einen Eindruck empfangen, der mich an die glänzendsten Tage des Hoftheaters erinnerte, wo eine Heygendorf, Graf, Öls, Pius Alexander Wolf u. s. w. darin mitwirkten. Aber schmerzlich bedauern mußte ich es, daß sich der Herr Generalintendant veranlaßt sah, am Schluß der Trilogie unsern Schiller zu verbessern!"

„Ach, Sie meinen das Schlußtableau?" rief ein junger Historienmaler. „Herr Rat, da bin ich nicht Ihrer Ansicht;

ich fand diese Einlage originell und sie hat uns alle wahrhaft überrascht."

Dingelstedt hatte nämlich, als die Gräfin Terzky am Schluß der Tragödie mit dem Schreckensruf von dem Tode Wallensteins über die Szene eilt, im Hintergrund der Bühne die großen Flügelthüren öffnen lassen, und man erblickte, meisterhaft arrangiert, das bekannte Bild von Piloty: „Seni an der Leiche Wallensteins". — Die Wirkung auf die Menge des Publikums war eine frappierende und tief ergreifende; aber ebenso empört verwarfen diese Neuerung die Altweimaraner.

„Schiller bedarf keines solchen Beiwerks", erwiderte heftig der alte Rat, „der wirkt durch seine Charaktere, seine wunderbaren Verse, seine Worte!"

„Aber es ist doch immer hübsch, diese Worte auch illustriert zu sehen", rief hartnäckig der Historienmaler, „und Sie können sich in unsern Buch- und Kunsthandlungen überzeugen, daß die Bücher am beliebtesten sind und am schnellsten ihren Weg machen, welche auf diese Weise künstlerisch visiert wurden. Von diesem Standpunkte aus sind wir Maler bei dieser Neuerung auf Dingelstedts Seite, der uns gestern durch sein Tableau sehr geschickt ins Handwerk pfuschte."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und in derselben erschien ein Mann von mittlerer, hagerer Figur, etwa einige dreißig Jahre alt, mit langem Haar und einem von Alkohol durchglühten Gesicht, dessen hübsche blaue Augen einen milden Glanz auf die kupferfarbene Nase zu werfen schienen.

Die ganze Gesellschaft erhob jubilierend die Gläser und rief dem Eintretenden tumultuarisch ein „Prosit!" zu, welches dieser, wenn auch etwas unsicher, mit einem burschikosen „Re!" erwiderte.

Es war Alexander Rost, Weimars oder, besser, Thüringens Volksdichter, dessen „Ludwig der Eiserne" nicht nur im hiesigen Hoftheater, sondern auf den meisten deutschen Bühnen mit großem Erfolg zur Darstellung gelangte.

„Rost soll uns seine Meinung sagen!“ rief der Professor.

„Und die soll entscheiden!“ rief ein andrer, und alle stimmten bei.

„Rost, wie hat Ihnen gestern die Aufführung von ‚Wallenstein‘ gefallen? — Aufrichtig!“

Rost, der die Zeit benutzt hatte, am Büffett geschwind ein Gläschen Nordhäuser zu „kippen“, sah die Frager einen Moment mit verschleierten Blicken stier an und entgegnete dann in seinem breiten Thüringer Dialekt: „Gar nicht! — Zehn Stunden Theater! — Reine Pferdekur!“

Ein schallendes Gelächter erhob sich nach diesem Ausspruch, und während man ihm wiederholt zutrank, brummte er: „Wenn Dingelstedt lieber meinen ‚Berthold Schwarz‘ gegeben hätte. — Immer diese klassischen Schinken!“ — — Damit warf er sich, wie erschöpft, in die Ecke eines Sofas, nahm eine starke Prise Schnupftabak und da er den Morgen bereits in seinen gewohnten spirituellen Geschäften verbracht zu haben schien, so war er bald friedlich eingenickt.

Die Gesellschaft hatte sich nach und nach gelichtet und da ich noch jemand erwarten mußte, so befand ich mich endlich Rost allein gegenüber.

Indem ich den Schlafenden betrachtete, den Schöpfer so vieler, kerniger volkstümlicher Dramen, den seine Freunde und Studiengenossen mit Grabbe und Hebbel zu vergleichen liebten — da überkam mich ein Gefühl der Wehmut, wenn ich an die physisch und psychisch untergrabene Organisation dachte, die hier zu Tage trat. — Am frühen Morgen schon machte Rost seinen altgewohnten Rundgang durch die Stadt und nahm in den verschiedenen Läden seinen Frühtrunk, ein Geschäft, das er bis zum späten Mittag forzusetzen liebte. Der im Grunde vortreffliche Mensch, der seine alte Mutter unendlich liebte, war von dieser Leidenschaft, welche auf der Universität die ersten Wurzeln schlug, in keiner Weise loszumachen. Man begriff nicht, wie er dabei

thätig sein, und noch weniger, wie er Szenen, von jenem anmutigen Waldes- und Liebesduft durchweht, schaffen konnte, wie sie beispielsweise in „Friedrich mit der gebissenen Wange" und namentlich in „Ludwig der Eiserne" vorhanden. — Wie unendlich ergreifend wirkt in dem letzten Schauspiel jene hochpoetische Begegnung des Landgrafen mit Walpurgis!

Von der Jagd getrennt und verirrt im Walde, vernimmt der Landgraf plötzlich den Gesang einer hellen, frischen Stimme und erblickt, vom Mond beglänzt, im dichten Schilf Walpurgis, die Tochter des alten Schmieds und Wunderdoktors aus der Ruhl, welche, mit leicht geschürztem Kleidchen, nach heilenden Kräutern sucht, die nur bei Neumond gepflückt von Wirkung sind. — Und wie erschütternd hebt sich hiervon die Entsagung der armen Walpurgis und endlich ihr Tod ab: „Und nähmst du Flügel von der Morgenröte ꝛc."

Ich beklage aufrichtig, daß dieses herrliche, echte Volksdrama jetzt nur noch — selbst in Thüringen — eine sehr geringe Beachtung findet. Welchen Trumpf würden z. B. die Meininger mit dieser heimatlichen Dichtung, die sich auch für eine glänzende historische Ausstattung vorzüglich eignete, auf ihren Wanderzügen ausspielen können! — Jedenfalls verdient Alexander Rost nicht, in den Theaterbibliotheken ad acta gelegt zu werden.

In seinen späteren Dichtungen: „Regiment Madlo", „Die letzte Hexe", „Thomasius" ꝛc. erging sich Rost zu sehr in Ungeheuerlichkeiten à la Grabbe, nahm es mit der Wahrscheinlichkeit nicht sehr genau und vernachlässigte die Feilung des Dialogs; doch blieb immer noch genug an Schönheiten übrig, um sich wahrhaft daran erfreuen zu können und sie entbehrten nie eines moralischen Kerns. Unter der Flagge: „Romantisches Volksschauspiel" glaubte Rost das Recht zu haben, der Historie ein Schnippchen schlagen zu können, wenn nur ein Effekt dadurch erzielt wurde. So ließ er z. B. in „Berthold Schwarz" den Titelhelden mit „Johannes Gutenberg"

zusammentreffen, und so unsinnig es auch war, die beiden größten Erfinder imponierten dem Publikum ganz gewaltig.

Ein Ereignis für Stadt und Land war stets die Aufführung eines Stückes von Alexander Rost auf der großherzoglichen Hofbühne. Mehrere Tage vorher waren die festen Plätze bereits vergeben, und am Tage der Aufführung selbst glich das stille Weimar einem Jahrmarkt. Bei der ungeheuren Popularität, deren sich Alexander Rost erfreute, konnte es natürlich nicht fehlen, daß an seinem dichterischen Fest- und Ehrentage manches Glas auf den „glücklichen Erfolg" geleert wurde, so daß am Abend der Aufführung der Autor sein Werk hinter den Kulissen nur in höchst problematischer Verfassung zu genießen vermochte. Einen Sturm von Beifall erregte es, wenn dann nach den Aktschlüssen der Dichter, von den Darstellern umringt, mit freudestrahlendem Gesicht sich auf der Bühne präsentierte.

Wie ich jetzt vom Fenster aus bemerken konnte, war drüben im Hoftheater die Probe zu Ende und wenige Minuten später trat auch der von mir Erwartete, Otto Lehfeld, ins Zimmer. Wir hatten die Absicht, auf Anregung des Oberbürgermeisters von Voß, ein Gesamtgastspiel in Halle zu veranstalten, dessen Zusammenstellung mir oblag, und ich hatte mir zu dem Zweck einer Besprechung hier ein Rendezvous mit ihm gegeben.

„Nun?" rief ich ihm zu, „du hast mich schön warten lassen! So lange dauerte die Leseprobe?"

„Leseprobe?!" rief er grimmig, „Sitzprobe, willst du sagen. Mir ist, als ob ich gerädert worden wäre!" Dabei dehnte und streckte sich die imposante Hünengestalt. „Und dazu dieses faule Stück!"

„Was, Klytämnestra?" entgegnete ich. „Ein antiker Stoff!"

„Ach, was!" fuhr er verdrießlich auf, „ich hasse diese Betttücherkomödien!"

„So höre denn rasch, was ich dir von Halle mitzuteilen habe." Damit öffnete ich mehrere Briefe und Papiere. „Unser

Projekt findet dort großen Anklang. — Aber so setze dich doch zu mir!" rief ich ungeduldig.

Er brach in wütendes Lachen aus: „Schon wieder sitzen!? Nicht um eine Million! Sprich nur, ich höre schon!" Dabei ging er mit großen, wuchtigen Schritten in dem langgestreckten, aber niedrigen Raume so lärmend hin und her, als wollte er sagen: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum", oder „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt!"

Nachdem ich ihm endlich mündlich alles Geschäftliche mitgeteilt oder vielmehr zugeschrieen, was einige Zeit in Anspruch nahm, hielt er endlich mit seinem Schnellauf inne. Ohne das Zimmer zu verlassen, mußte er mindestens eine halbe Meile zurückgelegt haben.

„Lieber Freund und Bruder", rief er nun, „ich bin mit deinen Anordnungen einverstanden. Doch jetzt die Hauptsache: was werde ich alles spielen?"

Dieser Punkt war endlich wichtig genug, ihn zum Niedersitzen zu veranlassen und das entworfene Repertoire genauer zu prüfen.

Otto Lehfeld war unstreitig einer der besten Schauspieler der deutschen Bühne im Fache der Heldenväter. Da dieses Fach aber seinem Ehrgeiz ein zu beschränktes Feld bot, so hatte er damit zugleich das der Intriguanten verbunden, so daß er neben dem „Götz von Berlichingen" auch den „Franz Moor", neben dem „Tell" den „Mephisto" und neben dem „Erbförster" den „Tartüffe" spielte, ohne in dem zweiten Fache so zu reüssieren wie in dem ersten. Als Heinrich Laube ihn als „Franz Moor" gesehen, ließ er die Absicht wieder fallen, ihn für das Burgtheater zu engagieren, indem er nach der Vorstellung äußerte: „Sie haben mir gefallen, aber Sie sind zu kolossal, zu wohlbeleibt für das Fach der Bösewichter. Diese Halunken kann man sich nur mager vorstellen. Denken Sie an ‚Julius Cäsar', der gern wohlbeleibte Männer um sich sah, während er den

hageren ‚Cassius‘ fürchtete.“ — Vergebens bot Lehfeld alles auf, nach Wien zu kommen, vergebens wies er auf andre, umfangreichere Künstler dieses Faches hin; Laube blieb fest. — Unverlöschlich war Lehfelds Haß gegen Lewinsky, als dieser das Erbe Dawisons angetreten. Beständig nannte er ihn nur die Treibhauspflanze.

Dingelstedt, der ihn nach Weimar engagiert, schätzte Lehfeld als Künstler außerordentlich, nebenbei aber amüsierte er ihn, der gern lachte, durch seine launigen Einfälle, seine zuweilen verrückten Ideen und Anschauungen. Er war in Gesellschaften, wenn er sich gehen lassen konnte, höchst unterhaltend. Besonders erheiternd wirkten die Vorträge seiner unzähligen Anekdoten, „Kalenderscherze“, wie er sie nannte.

Während wir noch unsre Hallenser Tournee besprachen, hatte sich Rost, wahrscheinlich durch unsern Lärm erweckt, aus seiner dunklen Sofaecke erhoben und trat nun, etwas ernüchtert, an unsern Tisch.

„Wer bringt dies Bild vor meine Augen?“ rief Lehfeld pathetisch, als er ihn erblickte, und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Otto, bist du unversöhnlich?“ fragte Rost und blickte ihn mit thränenfeuchten Augen urkomisch an.

„Ach, geh'!“ rief Lehfeld, „du hast mich betrogen! — Denke dir, Heinrich“, dabei wandte er sich an mich, „dieser Dorfshakespeare erzählt mir, daß er für mich eine Charakterrolle ersten Ranges, den „Berthold Schwarz“, schreibe. Jeden Tag macht er mir den Mund wässerig, indem er mir mitteilt, was er wieder gearbeitet und wie effektvoll er die Rolle für mich ausgestattet habe. Endlich wird das Stück besetzt und statt des „Berthold Schwarz“ — kriege ich so 'nen Beiläufer, einen Kaiser!“

„Aber, Otto, so höre mich doch nur ruhig an!“ jammerte Rost. „Sieh, der ‚Berthold‘ war für dich bestimmt, auf mein Wort; es sollte 'ne Charakterrolle werden, aber ich weiß

nicht, wie es kam, als er fertig war, da — war's ein Liebhaber geworden."

Hier konnte Lehfeld seinen Ernst nicht länger bewahren, er brüllte förmlich vor Lachen und Rost, der nun gewonnenes Spiel hatte, verschwor sich hoch und teuer, daß er in seinem nächsten Stück die Hauptrolle für ihn schreiben würde.

Ein Handschlag und ein frischer Trunk besiegelten das Versprechen, und während beide jetzt in wohligster Stimmung miteinander verkehrten, benutzte ich die Gelegenheit, mich unbemerkt zu entfernen, da die Mittagsstunde schon weit überschritten war.

Wenn dieser Tag mir heute — am Allerseelentag — in der Erinnerung wieder lebendig wird, so steht mir auch ebenso das tragische Ende dieser beiden so reichbegabten originellen Menschen wieder deutlich vor Augen.

Alexander Rost hatte das Unglück, seine Mutter, die ihm allein noch einen, wenn auch nur schwachen, sittlichen Halt zu geben vermochte, bald darauf durch den Tod zu verlieren. — Jetzt nur noch allein auf sich selbst angewiesen, sank er Schritt für Schritt immer tiefer. In vernachlässigter, oft schmutziger Kleidung, das Chemisett mit Schnupftabak bedeckt, sah man ihn am frühen Morgen schon in den gewöhnlichsten Kneipen, wo er, mit den von der Gicht gekrümmten Fingern zitternd, kaum das Schnapsglas zum Munde führen konnte. — Alle Welt hatte sich bereits daran gewöhnt, ihn als einen Verlorenen zu betrachten, als sich ein Wunder ereignete. Der verkommene, versunkene „Holländer" fand plötzlich eine erlösende „Senta".

Ein junges, hübsches und ehrbares Bürgermädchen hatte den Mut — sei es aus Verehrung für den Dichter, sei es aus Liebe — Rost zu heiraten. Die junge Frau gründete ihm ein behagliches, wenn auch bescheidenes Heim, trat für seine vernachlässigten schriftstellerischen Interessen ein, ordnete, soviel dies möglich, seine Verhältnisse und führte ihn zu einer geregelten Lebensweise zurück.

Es war plötzlich, als ob Rost neu erstanden wäre, und dankbar wendeten sich die Blicke der mutigen jungen Frau zu. Allein das frühere unstäte Leben hatte den ohnehin nicht sehr kräftigen Körper doch zu sehr erschüttert; Rost fing an zu kränkeln und nur zu bald machte er seine junge Frau zur Witwe.

Das tragische Schicksal Otto Lehfelds ist entschieden noch ergreifender.

Mit leidenschaftlicher Liebe seiner Kunst ergeben, entwickelte sich bei ihm ein Gehörleiden, welches ihm die Ausübung derselben von Jahr zu Jahr mehr und mehr erschwerte und endlich in ein bedenkliches, trauriges Stadium überging. Es traten Perioden ein, wo er thatsächlich nicht mehr hören konnte. Durch sein brillantes Gedächtnis war er allein im stande, das Unglück eine Zeitlang zu verdecken, indem er seine Rollen ohne Souffleur sprach und den Mitspielenden das Stichwort von den Lippen absah. Allein eines Tages erwies sich auch dies nicht mehr ausführbar; die Gewißheit trat an ihn heran — er war taub.

Diese Entdeckung brachte ihn anfangs zur Raserei, bis sich diese nach und nach in eine schmerzliche Resignation verwandelte, die für seine Umgebung wahrhaft herzzerreißend war.

Im September 1885 traf ich in Weimar zum letztenmal mit ihm zusammen; er wohnte in der Mansarde des Hauses, in welchem diese Skizze beginnt. Gebeugt und sehr gealtert, saß er in einem Lehnstuhl und las die Biographie Beethovens, seines großen Leidensgenossen. — Ich konnte mich nur durch Zeichen und überlautes Schreien halbwegs verständlich machen, was für uns beide unendlich peinlich war.

Wenige Wochen später — am 23. November 1885 — meldeten die Zeitungen seine Erlösung durch den Tod.

Requiescat in pace!

VI.

Der Mann einer Primadonna.

In den siebziger Jahren besaß Berlin in der Mitte der Lindenstraße ein Theater, welches durch seine Lage, eingekeilt zwischen Häusermassen in „drangvoll fürchterlicher Enge", heutzutage, zumal nach dem verhängnisvollen Wiener Ringtheaterbrand, gottlob! unmöglich sein würde.

Es war dies das sogenannte „Stadttheater", ein ganz verzwickter Bau. Über einen langen, schmalen, mit Oleanderbäumen geschmückten Hof betrat man, nachdem man mehrere Stufen erstiegen, das Vestibül des Theaters und gelangte von dort in einen ungeheuren massiven Tunnel, in dem sich die Restaurations- und Billardräume befanden. Über diesen erhob sich nun das eigentliche Theatergebäude, zu dessen Parterre und Parkett und ein Stockwerk höher zu den Logen und der Galerie rechts und links hölzerne Treppen führten. Nie habe ich in einem Theater das Gefühl der Unsicherheit und die Furcht vor einer möglichen Feuersgefahr mehr empfunden, als hier, und namentlich an einem mir unvergeßlichen Abend, an welchem dasselbe beängstigend überfüllt war.

Der Direktor und Eigentümer, Wilhelm Engelhardt, gab ein wenig geschmackvolles Stück von Oppenheim: „Ferdinand Lassalle" und spekulierte damit sehr richtig für die Erfolge der Kasse, denn der Andrang, namentlich von seiten der Arbeiter-

apostel, welche durch ihren Messias angelockt wurden, war ein massenhafter. Die Polizei, welche das Stück erst nach einer dreimaligen Aufführung verbot, leistete an diesem Abend Unglaubliches, um die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

In einer Loge des ersten Ranges, der Bühne zunächst, wohnten der Vorstellung zwei elegante, wie es schien, etwas blasierte junge Herren bei, von denen der eine diese Zuschauermasse mit unverkennbarem Amüsement betrachtete, während der andre in vornehmer Nachlässigkeit sein Monokel mit der Hand, äußerst geschickt, von einem Augenwinkel in den andern zu schleudern verstand und dabei sehr gelangweilt in das Parterre blickte.

Es waren die Ehemänner zweier Primadonnen des königlichen Opernhauses, welche zu jener Zeit noch nicht in die später eingetretene grimmige Feindschaft begriffen waren und infolgedessen auch ihre Gatten, beide Kavaliere vom besten Adel, miteinander in schönster Harmonie verkehrten. Diese war es denn auch, welche beide an diesem stürmischen Abend hierher geführt.

Einem großen Teil des Publikums mußten die Insassen der Loge, welche durch ihre Erscheinung und ihr Benehmen auffielen, bekannt sein, denn aus dem Lachen und Flüstern und den neugierigen Blicken schien das unschwer zu ersehen.

Die Glocke verkündigte den Beginn der Vorstellung und nun wendete sich die ganze, gespannte Aufmerksamkeit der Bühne zu, deren Vorgänge von der ursprünglichen Naivität und Harmlosigkeit dieses Publikums eifrigst verfolgt wurden. — Als der Darsteller des „Lassalle“ in einer frappant ähnlichen Maske die Szene betrat, empfing ihn ein freudiger, lang anhaltender Jubel, der aber in eine ohrenzerreißende Katzenmusik überging, als „Fräulein von Dönniges“ erschien. Die Darstellerin (Frl. Schüler, jetzt Frau Formes) hatte ebenfalls, namentlich durch eine rotblonde Perücke, eine große Ähnlichkeit mit dem Original erstrebt.

Im weiteren Verlaufe des Stückes hat die Darstellerin die Worte zu sagen: „Es ist doch bedauernswert, nichts weiter zu sein als der Mann einer großen Sängerin und sich gewissermaßen durch deren Talent erhalten zu lassen!“

Diese Worte waren das Signal zu einem tollen Beifallsgeschrei, untermischt mit Lachen und Pfeifen. Alle bewaffneten und unbewaffneten Blicke wendeten sich der Loge zu und den beiden Herren blieb schließlich nichts weiter übrig, als Hut und Paletot zu nehmen und unter einem wahren Höllenlärm zu verschwinden.

Mir ist dieser tumultvolle Abend und besonders diese Szene in unauslöschlicher Erinnerung verblieben, und als später die Ehescheidungsprozesse der Adelina Patti und der Lucca in der Presse vielfach besprochen und dem Marquis de Caux sowohl als auch Herrn von Rahden eigentümliche Rollen dabei zugeteilt wurden, da erzählte in einer größeren Gesellschaft, welche dieses beliebte Thema sehr lebhaft besprach, ein noch junger Hauptmann eine Begebenheit, welche diesen Fall gewissermaßen illustrierte.

„Ich bin in der Lage“, nahm er eifrig das Wort, „aus dem Leben eines Jugendfreundes nachzuweisen, daß das Ende dieser unglücklichen Künstlerehen nicht immer durch den Gatten veranlaßt wird, wie man es meistens anzunehmen pflegt.

Der einzige Freund meines Lebens, Ferdinand von R. — seinen Familiennamen zu nennen, verbietet meine intime Beziehung zu ihm — war der jüngere Sohn eines altadligen, aber verarmten Hauses. Nach dem Tode des Vaters erhielt sein Bruder das Majorat, während ihm selbst nur eine kleine, von einem Onkel ausgesetzte Rente zufiel. Ferdinand und ich traten zusammen in die Kadettenschule und wurden später zu demselben Regiment versetzt, so daß unsre freundschaftlichen Beziehungen lange ohne eine Trübung blieben. Erst als uns an einem Tage das Portepee verliehen, trennte uns auch zugleich dieser freudige

Tag. Ferdinand blieb in der Residenz, während ich bald darauf nach D. versetzt wurde.

Der junge und bildschöne Mann, der Träger eines glänzenden Namens, war bald den Versuchungen einer Großstadt ausgesetzt. Zu unerfahren und zu wenig bemittelt, um standesgemäß alles „mitmachen" zu können, geriet er in die Hände gewisser Leute vom Stamme Juda, und um sich von diesen zu befreien, suchte er am Spieltisch Hilfe und sank immer tiefer in Verlegenheiten, die der Hinblick auf das militärische point d'honneur noch drückender und verzweifelter erscheinen ließ.

Da machte Ferdinand auf einem Wohltätigkeitsballe, den die Damen des Hoftheaters zum Besten einer verarmten Kollegin veranstaltet hatten, auf eine ganz eigentümliche, ich möchte sagen „fatalistische" Weise die Bekanntschaft der berühmten und gefeierten Sängerin, Fräulein Hermine ***. Mitten in einer Quadrille erschallten plötzlich Trompetenfanfaren und nach eingetretener Stille wurde von der Estrade herab verkündigt, daß ein Armband mit Brillanten verloren worden sei. — Der ganze Saal wurde sofort durchsucht und der glückliche Finder war — Ferdinand. Die Sängerin — sie war die Verliererin — empfing ihn mit großem Dankesjubel, denn das Armband war ihr, wie sie sagte, ein teures Geschenk des verstorbenen Kaisers Alexander von Rußland und, was ihr wohl noch teurer sein mochte, von großem Wert.

Ferdinand stellte sich ihr vor und bat als Belohnung um die Gunst, den nächsten Walzer mit ihr tanzen zu dürfen, der ihm auch sehr bereitwillig zugesagt wurde. Das hübsche, fesche Paar erregte durch Erscheinung und den leichten, graziösen Tanz das Entzücken des ganzen Saales und wie Ferdinand nach Beendigung desselben von seinen Kameraden, so wurde die Sängerin von ihren Freundinnen und Kolleginnen neckend umringt, und hier wie dort machte man Komplimente und geheimnisvolle Andeutungen.

Das Ende war, daß Ferdinnnd auch den Kotillon mit Fräulein Hermine tanzte, sie im Wagen mit ihrer Tante nach Haus begleitete und die erbetene Erlaubnis erhielt, sich am nächsten Morgen nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

Als er nach dem Balle noch mit seinen Kameraden in einem Restaurant beim Champagner zusammensaß, gratulierten ihm diese zu der glänzenden Eroberung, die er gemacht, und meinten, daß das eine ganz „annehmbare Partie“ wäre. Sie sei schön, sehr vermögend, gefeiert als Primadonna, der Liebling des Hofes und des Publikums, und die Verbindungen großer Künstlerinnen mit den Trägern aristokratischer Namen seien ja in der Mode. Vom Fürsten Liechtenstein bis zu dem Marquis de Caux wurden ihm gleich ein halbes Dutzend Kavaliere genannt, welche berühmte Sängerinnen unter den Schild ihres Namens gestellt hatten.

Ferdinand, dessen finanzielle Lage eine immer bedenklichere, unhaltbarere geworden, dem selbst sein Bruder, der Majoratsherr, durch Mißernten gezwungen, jede Hilfe versagen mußte, ließ endlich die angeregte Idee, bei leichtem Herzen und noch leichterer Börse, mehr und mehr in seinem Innern Wurzel fassen. — Inzwischen war er im Hause der Künstlerin eingeführt und das überaus freundliche, fast zärtliche Entgegenkommen, welches er dort fand und um welches ihn Hunderte beneideten, bestimmte ihn eines Tages, kühn und ehrlich um ihre Hand anzuhalten, wobei er ihr ebenso ehrlich gestand, daß er ihr nur seine Liebe, seinen Namen und — Gläubiger anzubieten habe.

Trotz dieser Eröffnung reichte sie ihm, glückselig lachend, ihre Hand, indem sie mit reizender Schelmerei meinte, sie habe genug für zwei und könne noch viel dazu verdienen; sie verlange nur seine Liebe!

So wurde denn Ferdinand, nachdem er seinen Abschied genommen, der glückliche, vielbeneidete Gatte der reizenden Hermine ***, welche ihren Künstlernamen beibehielt und nur

durch das Epitheton „Gnädige Frau“ an die veränderte Lebensstellung erinnerte. — Auf „Herminenruh“, einem hübschen Landgut, wenige Meilen von der Residenz, dessen Verwaltung für die Zukunft Ferdinand übergeben werden sollte, verlebte das junge Paar die Flitterwochen und reiste dann nach London, wo Hermine in der italienischen Oper den Stern der Saison bildete.

Etwas über zwei Jahre waren vergangen, als ich mit einer militärischen Deputation nach der Residenz gesandt wurde. Natürlich beeilte ich mich bei meiner Ankunft, durch den Lohndiener meines Hotels sogleich eine Karte an Ferdinand zu schicken, da es mich drängte, den geliebten Freund nach so langer Zeit wiederzusehen. Eine Stunde später umarmten wir uns und saßen bald vor einer Flasche im eifrigen Gespräch. Ich war erschrocken über das vernachlässigte, bleiche Aussehen meines Freundes, über sein nervöses, fortwährend erregtes Wesen und die etwas gebückte, ich möchte fast sagen, verschämte Haltung. Um seinen Arm trug er einen Trauerflor.

Großer Gott, wo war der früher so fröhliche, fesche, junge Soldat geblieben, der immer aussah, als ob er die Welt kaufen wolle?!

Ferdinand schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte nicht ohne Bitterkeit: „Nicht wahr, ich habe mich etwas verändert?“

Ich wollte antworten, doch er fuhr fort: „Vielleicht erscheint es dir erklärlich, wenn ich dir die Mitteilung mache, daß ich die Scheidungsklage gegen meine Frau eingereicht habe.“

„Du willst dich scheiden lassen?“ rief ich bestürzt. „O thue das nicht, Ferdinand!“

„Da ist nichts mehr zu ändern!“ lautete die resignierte Antwort. „Mein Entschluß steht fest. Lange genug, zu lange! habe ich dies — unnütze Leben geführt, lange genug die Launen eines Weibes ertragen, dem die Natur jedes wahre, tiefere

Gefühl versagte. Ehe ich mich zu diesem Entschluß aufraffen konnte, sind mehr als zwei Jahre vergangen; heute, wo ich ihn ausgeführt, danke ich Gott aus voller Seele!"

„Aber ich erinnere mich — dein Brief, in dem du mir deine Vermählung anzeigtest, strömte ja über von Glück?"

„Von Glück!" rief er bitter. „O, ja, das Glück *eines* Tages, wie im Märchen! Du wirst keinen zweiten, ähnlichen Brief empfangen haben?"

„Nein", bemerkte ich, „du hast mich sehr vernachlässigt, aber ich fand deine Entschuldigung in den Triumphzügen, die du an der Seite deiner Gattin durch halb Europa unternahmst und die ich in den Zeitungen stets lebhaft verfolgte. Der Mann einer so gefeierten Künstlerin — — —"

„Der Mann einer *Künstlerin*, einer *Primadonna*! Ha, ha, ha!" rief er mit wildem Lachen. „Weißt du, was das heißt? Kennst du die *Pflichten* eines solchen?" — Er sprang auf und ging hastig einige Male durch das Zimmer, setzte sich dann wieder zu mir, stürzte ein Glas Wein hinunter und sprach ruhiger:

„Sieh', Edmund, du bist der einzige Mensch, dem ich vertraue, was hier in meinem Herzen seit meiner unseligen Heirat fest verschlossen ruhte. Ich ertrage es nicht länger; allein und verlassen, wird es mir leichter werden, wenn ich dem Freunde mich entdecke."

Nach einer Pause begann er: „Als das berauschende Glück meiner Flitterwochen vorüber war und es sich nun darum handelte, sich für das Leben einzurichten, da entdeckte ich erst, mit wem ich fortan dasselbe teilen sollte. Meine Frau war in einem erschreckenden Grade ungebildet und unwissend, ihre Kenntnisse reichten nicht über eine kleine Volksschule ihrer Heimat hinaus. In frühster Jugend sang sie an Sonn- und Feiertagen im Chor der Kirche mit, und hier hörte sie ein alter, berühmter Musiker, der sich ihrer annahm in der egoistischen Absicht, einst Gold aus

diesem klangvollen Metall zu schlagen. Nachdem der Meister der Schülerin fast nichts mehr zu lehren hatte, brachte ihn ein plötzlicher Tod um die Früchte seiner mühevollen Arbeit. — Jetzt kam Hermine, die indes 16 Jahre zählte, in das Haus einer ebenfalls berühmten Gesangslehrerin, welche ihr Opernpartien einstudierte; der Hoftheaterregisseur gab ihr den nötigen dramatischen Unterricht, und so vorbereitet, unterstützt von einer bezaubernden Persönlichkeit, betrat sie als ‚Zerline‘ im ‚Don Juan‘ zum erstenmal die Bühne. Der Erfolg war ein so vollständiger, daß sie rasch von Stufe zu Stufe bis zu ihrer heutigen, glänzenden Stellung emporstieg.

Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß man in dem einmal gewählten Berufe nur dann Erfolge zu erzielen vermag, wenn man sich ihm mit aller Liebe hingibt, traurig aber ist es, wenn durch dieses einseitige Streben der Sinn für alles andre erstirbt. Das war bei meiner Frau der Fall. Was sie an Empfindung, an Leidenschaft, an Seele besaß, verbrauchte sie für ihren Gesang, für das Studium ihrer Rollen, für mich, für den Gatten, blieb nichts übrig. Ein gutes Buch erregte ihr Langeweile, Galerien und Museen fand sie ‚fad‘. — ‚Herminenruh‘, unser Landgut, dessen landwirtschaftliche Verwaltung meine einzige und liebste Beschäftigung war, wurde plötzlich von ihr verkauft, weil sie mich beständig in der Stadt zu ihrer Verfügung haben wollte und es außerdem ‚ignobel‘ fand, uns mit dem Bauernvolk abzugeben. Alles, was außerhalb des Bereichs ihrer künstlerischen Wirksamkeit lag, interessierte sie nicht. — Im höchsten Grade launisch und kapriziös, war ich mit Polly und Jack, ihrem Papagei und Bologneser, dazu ausersehen, diese Launen geduldig zu ertragen. Jede Gemütsbewegung, jeder Ärger mußte sorgfältig vermieden werden, denn er konnte der Stimme schaden. Fuhren wir spazieren, so beklagte sie sich, daß ich keine Uniform mehr trage, da ich, wie sie meinte, neben ihr eine gar zu bürgerliche Figur spiele. —

Besuchte sie die Proben, so mußte ich ihr die Partitur nachschleppen, und verließ sie das Theater, so wartete ich am Ausgang, in Schnee und Kälte, mit Wagen und Mantel, wie der letzte Lakai!"

„Aber Ferdinand", rief ich empört, „ein so unwürdiges Leben konntest du ertragen?"

„Ja, Freund, ich habe es ertragen, denn — ich liebte sie!" — Er legte die Hand über die Augen und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Und doch willst du dich von ihr trennen, dich scheiden lassen?"

„Ja", erwiderte er fest, „das fordert die Ehre von mir! Eine Ehe ist nur von Bestand, wenn sie auf gegenseitiger Achtung beruht, wenn der Mann der Herr des Hauses ist, und das war hier leider nicht der Fall. Zu wenig zart, oft roh und ungebildet, ließ sie in übler Laune nur zu gern merken, daß am Ende doch alles von ihr komme. Erhielt ich die Bezüge meiner, allerdings nur kleinen Rente, so war sie taktlos genug, mich damit zu verhöhnen, indem sie auf den glänzenden Haushalt hinwies, den wir führten und den sie ja allerdings bestritt. Nachdem einmal von ‚mein' und ‚dein' die Rede war, so mußten bald alle intimeren Beziehungen getrübt werden."

„Aber", bemerkte ich, „das hast du ja alles vorher gewußt und kann doch deshalb als Scheidungsgrund nicht angeführt werden?"

„Das beabsichtige ich auch nicht", entgegnete er, „dieser Grund ist ein andrer, und vielleicht wirst du als Zeuge im Prozeß fungieren müssen."

„Ich?" fragte ich erstaunt.

„Ja. — Du erinnerst dich gewiß noch jenes schönen Tages, an dem wir unsre Leutnantspatente erhielten? Unsre funkelnagelneuen Uniformen zu zeigen, besuchten wir, zwei junge, schneidige Offiziere, das Wettrennen. Bei dem großen Gedränge,

welches am Eingang zu den Tribünen herrschte, beging ich die Ungeschicklichkeit, einer Dame mit dem Degen die halbe Spitzengarnitur ihres Kleides abzureißen. Begreiflicherweise war sie außer sich und betrachtete jammernd das Unheil, das ich angerichtet. Ehe ich, bestürzt, eine Entschuldigung vorbringen konnte, hörte ich, wie ihr Begleiter äußerte: ‚Der Tölpel! Das kommt davon, wenn man mit dem Degen noch nicht umzugehen versteht!‘

Das Blut stieg mir ins Gesicht; ich trat auf den eleganten, blasierten jungen Herrn zu, reichte ihm meine Karte und sagte: „Sie geben mir wohl Gelegenheit, Ihnen morgen zu beweisen, daß ich den Degen zu führen verstehe.“

Diesen Ausgang hatte wohl der Stutzer nicht erwartet, denn er wurde blaß, und erst nach einigem Zögern gab er seine Karte und erklärte, um 9 Uhr früh meinen Kartellträger im Hotel du Nord empfangen zu wollen. — Als du, mein Sekundant, im Hotel erschienst, war dort der Erbärmliche, gänzlich unbekannt. — Erinnerst du dich noch?“

„O, gewiß, sehr lebhaft, obwohl seitdem mehrere Jahre verflossen sind. Immer habe ich mir gewünscht, diesen — Helden, der uns so gefoppt, einmal wiederzusehen!“

„Nun denn, ich habe ihn wiedergesehen und zwar, in meinem Hause, an der Seite meiner Frau!“

„Ist es möglich?“ rief ich.

„Höre nur weiter. — Zu den Lieblingsunterhaltungen meiner Frau gehörte auch ein Spielklub, welcher an einem oder zwei Abenden in der Woche in unserm Salon stattfand. Mehrere angesehene Persönlichkeiten der Aristokratie und Finanzwelt, Theaterhabitués, versammelten sich gegen 10 Uhr, um beim Thee mit Whist und L'hombre zu beginnen, und dann nach dem Souper mit einem kleinen Roulette (Herminens Leidenschaft) zu schließen. Denke dir nun mein Erstaunen, als am letzten Spielabend meine Frau einen neuen Gast, den Baron James

Siccard, vorstellt und ich in diesem, trotz mehrfacher Veränderungen, unsern Mann vom Wettrennen wieder erkenne! Ich erschien ihm fremd, was begreiflich, denn ich trug früher keinen Vollbart, war im Zivilanzug, und meine Sklavenjahre mögen mich wohl ein wenig verändert haben. Ich führte meine Frau in ein Nebenzimmer und bat um Auskunft über diesen fremden Gast.

„Mein Gott", entgegnete sie leicht und mit frivolem Lachen, „es ist ein reicher, liebenswürdiger Amerikaner, der mir den Hof macht."

„Aber wie kommt der Mann hierher?" fuhr ich dringender fort.

„Nun, ich wurde ihm irgendwo vorgestellt und habe ihn zu meinen Spielabenden eingeladen."

„Wenn jemand unser Haus betritt", entgegnete ich ernst, „so ist es meine Pflicht, mich zu versichern, ob er auch verdient, darin einzutreten; das bin ich dir und mir selbst schuldig."

„Wenn ich jemand einlade", entgegnete sie hochmütig, „so übernehme ich auch die Bürgschaft für ihn!" Damit rauschte sie in den Salon zurück. Durch dieses sichere Benehmen meiner Frau waren mir doch leise Zweifel entstanden und ich beschloß daher, den — Herrn Baron erst schärfer zu beobachten. In vornehmster Weise unterhielt er sich mit verschiedenen Personen der Gesellschaft, nahm aber am Spiele nicht teil und selbst als man zum Roulette überging, pointierte er nicht. Endlich forderte ihn meine Frau auf, doch auch sein Glück zu versuchen.

„Das würde ich nur", entgegnete er langsam, „wenn Sie, gnädige Frau, und Ihr Herr Gemahl, erlaubten, in ‚Trente et quarante' oder in ‚Baccarat' um Fortunas Gunst werben zu dürfen." — Ich stutzte und sah ihn groß an; auch unter den Anwesenden erregte dieser Vorschlag hier und da Erstaunen. — Meine Frau indes, für die alles Reiz hat, was ihr neu ist, wollte eben ihre Zustimmung geben, als ich ihr rasch zuvorkam.

„Mein Herr“, rief ich, „wir sind hier nicht im Kasino zu Monte-Carlo. Sie haben sich wohl bereits überzeugt, daß man hier im Salon der Unterhaltung wegen und keine — verbotenen Spiele spielt.“

„Pardon!“ entgegnete er mit leichter Verbeugung, „ich wußte nicht, daß ich ein verbotenes Spiel in Vorschlag gebracht, da dasselbe erst gestern Abend im Salon der Gräfin — ich vermeide jede Indiskretion! — gespielt wurde.“

„Nun, dann“, rief meine Frau, welcher der gräfliche Salon imponierte, „dann wird es auch hier bei mir gespielt. Bitte, geben Sie uns eine Anleitung. Treten Sie näher, meine Herren!“

„Übrigens, meine Herrschaften“, fuhr der Baron fort, indem er lächelnd auf mich blickte, der zähneknirschend, ohnmächtig dastand, „man kann das unschuldigste Spiel zu einem verbotenen machen; es kommt nur auf die Höhe des Einsatzes an. Wenn ich z. B. die Bank halte, gewährt es mir ein Vergnügen, wenn ich sehe, daß man hohe Einsätze gänzlich vermeidet und man nur, wie Ihr Herr Gemahl vorhin betonte, der Unterhaltung wegen spielt.“ Unter diesen Worten hatte er zwei Spiele Karten aus seiner Brusttasche gezogen, wovon er das eine behielt und mit jener eleganten, graziösen Gewandtheit, die den Spieler von Profession kennzeichnet, zu mischen begann.

Zitternd vor innerer Erregung verließ ich rasch den Salon und trat auf den Balkon hinaus. Die strenge Herbstluft kühlte mir die heiße Stirn, so daß ich nach einer Viertelstunde ruhiger zu der Gesellschaft zurückkehren konnte. Dort hatte inzwischen die kundige Hand des Barons ein überraschendes Arrangement getroffen. Zwei Tische waren aneinander gerückt und mit grünen Tischdecken belegt. Hinter diesen saß an der Breitseite, umgeben von einem leichten, japanesischen Wandschirm, der Baron als Bankier, ihm zur Seite meine Frau und rings um die Tafel verteilt die übrige Gesellschaft.

Bei meinem Erscheinen rief mir Hermine zu, deren Wangen von Freude und Aufregung gerötet waren, „sieh nur, Ferdinand, wie das Glück mir lacht!“ Dabei deutete sie auf einen Haufen Gold- und Silbermünzen, der vor ihr lag. „Komm“, spiele mit, es ist leicht zu erlernen.“

„Ich danke, ich spiele nicht!“ erwiderte ich kurz.

„Eigensinn!“ rief sie schmollend. „Nun, so laß Sekt kalt stellen! Es ist so warm hier. Wir alle brauchen eine Abkühlung!“

Ich gab dem Diener den Auftrag, die Gläser wieder zu füllen und widmete mich dann mit Augen, Ohren und Gedanken einer ruhigen, aber scharfen Beobachtung, zu welchem Zweck ich mich dicht neben den Baron stellte. Bei dieser Gelegenheit erriet ich, daß die japanesische Wand, welche angeblich die Zugluft abhalten sollte, den Zweck hatte, zu verhindern, daß dem Spieler jemand in die Karten blicke. — Unbemerkt trat ich nun hinter dieselbe und indem ich leise die in Falten gespannte Seide ein wenig zurückschob, war ich im stande, die Manipulationen des Spielers genau zu verfolgen. Nach kurzer Zeit schon entdeckte ich, daß die Karten durchsichtig waren. — Mit der linken Hand plötzlich die Wand zurückschleudernd, erfaßte ich mit der rechten die des Barons, entriß ihm die Karten und rief: „Halt, nicht weiter, mein Herr!“

Die Gesellschaft sprang bestürzt auf, während der Gauner, nachdem er sich rasch gefaßt, mich mit frecher Miene anstarrte und verwundert fragte: „Was wollen Sie von mir? — Was soll dieser Überfall?“

„Was ich will? Ihnen sagen, daß Sie nicht nur ein Feigling sind, sondern auch ein falscher Spieler!“

Diese Worte wirkten wie ein elektrischer Schlag.

„Mein Herr!“ stammelte er, „solche Beschuldigungen“ —

„Kann ich beweisen!“ fuhr ich fort. „Vor zwei Jahren waren Sie mit mir zu einem Duell engagiert, aber Sie zogen es vor, Ihre Ehre preiszugeben und sich durch die Flucht zu

salvieren. Heute begegne ich Ihnen wieder und Sie entpuppen sich auch als ein falscher Spieler!"

Mit einer Unverschämtheit, wie ich sie nie für möglich gehalten, wendete er sich nach einer Pause, mit beleidigter Miene an meine Frau:

„Madame, Sie kennen mich und wissen, daß ich den Kontinent zum erstenmal bereise, zum erstenmal in dieser Stadt erscheine. Es kann hier nur ein Irrtum obwalten. Ihre Liebenswürdigkeit und Güte, gnädige Frau, hat mich in dieses Haus eingeführt und es kann nicht Ihre Absicht sein, Ihren — Gast in solcher Weise beleidigen zu lassen. Ich stelle mich deshalb unter Ihren Schutz."

Meine Frau, aufgeregt vom glücklichen Spiel, vielleicht auch ein wenig des „süßen Weines voll", nahm Partei für den Betrüger.

„Es ist abscheulich von dir", rief sie, „einen Mann, den ich kenne, dem ich mein Haus geöffnet, einer solchen Infamie zu beschuldigen!"

„Aber hier der Beweis!" rief ich außer mir und warf das Spiel Karten heftig auf den Tisch.

„Wie Sie sich in meiner Person getäuscht, mein Herr, so täuschen Sie sich auch in meinem Handeln!" rief pathetisch der Baron, wobei er mit einem Griff die Karten erfaßte und sie mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers unbemerkt gegen das zweite Spiel vertauschend — was mir nicht entging — wendete er sich an meine Frau und die Gesellschaft und verteilte die Blätter.

„Bitte, gnädige Frau, bitte, meine Herren, überzeugen Sie sich, ob ich die beleidigende Anschuldigung verdiene. Prüfen Sie genau die Karten und sagen Sie offen, ob sie durchsichtig, oder durchstochen sind, oder irgendwie gezeichnet?"

Meine Frau hielt die Karten gegen das Licht, untersuchte sie genau und erklärte sofort das Gegenteil, und die Anwesenden

stimmten ihr natürlich bei, ja, nahmen sogar mit ihr Partei für den schönen, jungen Mann, der so abscheulich verdächtigt worden war. Einige traten sogar auf ihn zu und schüttelten ihm, den Vorfall bedauernd, die Hand.

Ich stand diesen Demonstrationen gegenüber, die sich natürlich sämtlich gegen meine Person richteten, so sprachlos und niedergeschmettert da, als wäre ich selbst der ertappte Betrüger.

Meine Frau reichte ihm mit zärtlicher Teilnahme die Hand, die er galant küßte, und sich zu mir wendend, sagte sie mit einer fast befehlenden Betonung:

„Mein Mann hat sich überzeugt, lieber Baron, daß er im Irrtum war und wird nicht anstehen, diesen wieder gut zu machen und Sie um — Entschuldigung zu bitten."

Dieses eine Wort machte mich endlich zu einem Rasenden und ließ mich jede Rücksicht auf die anwesenden Gäste vergessen.

„Ich, der Herr des Hauses", rief ich zornglühend, „ich befehle Ihnen, dasselbe sofort zu verlassen!"

„Und ich verbiete es Ihnen!" rief, sich hoch aufrichtend, Hermine, und ergriff die Hand ihres Schützlings. „Ich allein, bin hier — — —"

„Schweig!" donnerte ich ihr zu und riß sie zurück, daß sie laut aufschrie. „Einen Schurken dulde ich hier nicht; hinaus mit Ihnen, oder, so wahr Gott lebt, ich werfe Sie hinaus!"

„Sie — Sie werden mir Rechenschaft über diese brutale Begegnung geben", stammelte der Baron.

„Zu jeder Zeit", rief ich, „mich werden Sie nicht vergebens suchen. — George, reichen Sie dem Herrn Baron seinen Hut und leuchten Sie ihm zum Hause hinaus!" befahl ich dem Diener.

„Gnädige Frau", wandte er sich nun an meine Frau, welche schluchzend im Sofa lag und ein Taschentuch vor die Augen hielt, „ich weiche der Gewalt und verlasse Sie, aufrichtig

bedauernd, daß ich die Veranlassung zu einer Szene war, die mir einen traurigen Einblick in Ihre ehelichen — — —"

„Hinaus!" unterbrach ich ihn heftig, „das Bedauern kommt nur mir zu, ich muß es bedauern, daß die Unvorsichtigkeit meiner Frau in unsern ehrenwerten Kreis ein solches Subjekt einführen konnte!"

„Herr!" — — Er wollte wieder auffahren, da er aber meine drohende Entschlossenheit sah, vermied er es, diese aufs neue herauszufordern. Mit stummer Verbeugung gegen meine Frau und die Anwesenden verließ er langsam und gesenkten Hauptes — ähnlich einer durchnäßten Katze — mit dem Diener das Zimmer.

Eine lange, peinliche Pause entstand, da niemand wußte, was und wie er beginnen sollte. Endlich nahm ich das Wort, setzte den Herren alles klar auseinander und da ich mit Ehrenmännern zu thun hatte, so traten sie bald sämtlich auf meine Seite. Meine Frau erhob sich und bat um Entschuldigung, daß sie sich zurückziehen müsse, sie sei leidend und verließ unter allgemeinem Bedauern den Salon, nicht, ohne mir einen drohenden, bösen, gewitterhaften Blick zugeworfen zu haben.

Nachdem bald darauf sich auch die Gäste verabschiedet hatten, hielt ich es für das beste, mein Zimmer aufzusuchen und jede Auseinandersetzung mit meiner Frau bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Diese Auseinandersetzung erfolgte aber nie, denn durch ihre schreckliche Tante, die mir den Eingang zu den Zimmern meiner Frau, unter allerlei Vorwänden, verlegte, wurde mir endlich die Mitteilung, daß mich Hermine nie mehr zu sehen und zu sprechen wünsche.

Ich lachte über diese Drohung, denn ich kannte ja ihre kleinen Kapricen und vertraute der Zeit. — Da empfing ich plötzlich die Nachricht von dem Tode meines Bruders. Rasch schrieb ich einige Zeilen an meine, noch immer unsichtbare Frau, teilte ihr den Todesfall mit und reiste sofort nach G . . .

Die Trauerfeierlichkeiten für den geliebten Bruder, der als Junggeselle gestorben war, die verschiedenen damit verbundenen Formalitäten, die gerichtliche Vornahme seiner Papiere und all die traurigen Pflichten, die ein solcher Fall auferlegt, waren endlich geordnet und ich war nicht nur Majoratsherr von G..., sondern auch der Erbe eines Kapitals von 100000 Mark, welches die unermüdliche Thätigkeit des Verstorbenen und seine mehr als bescheidene Lebensweise dem Bruder hinterließ. — Wenn ich über diesen plötzlichen Glückswechsel eine fast wahnsinnige Freude empfand, so war es nur Herminens wegen. Jetzt war ich nicht mehr abhängig, jetzt konnte ich ihr eine Existenz bieten, welche sie dem mir verhaßten Theaterleben entzog. Als ‚Majoratsherrin von G...‘ sollte sie nun glänzen, gefeiert werden, nicht in dem Flitterstaat der falschen ‚Karmen‘, der koketten ‚Zerline‘, oder der braunen ‚Selika‘. — In meiner vierzehntägigen Abwesenheit hatte ich meiner Frau fast jeden Morgen in liebevollster Weise geschrieben, ohne indes durch eine Antwort von ihr erfreut zu werden. Doch ich beunruhigte mich nicht darüber; ich glaubte, sie schmolle noch mit mir und freute mich schon im voraus auf eine reizende Versöhnungsszene bei meiner Rückkehr.

Endlich waren meine Angelegenheiten beendet und ich eilte nach der Residenz. Aber trotzdem ich telegraphisch meine Ankunft gemeldet, empfing mich, außer meinem Diener George, niemand. — Die Zimmer meiner Frau waren verschlossen und, wie bei unsern früheren großen Reisen, die Hauptthür mit einer eisernen Querstange verwahrt. Meine Zimmer, die etwas abgesondert lagen, sowie die Thür des gemeinschaftlichen Korridors waren unverschlossen.

„Was bedeutet das?“ rief ich und eilte in mein Arbeitszimmer. Die sämtlichen, an meine Frau geschriebenen Briefe fand ich hier uneröffnet auf meinem Schreibtisch, neben eingelaufenen Visitenkarten, Einladungen und dergleichen mehr.

„George!“ rief ich dem Diener zu, der mein Gepäck herbeitrug, „was bedeutet das? — Wo ist meine Frau?“

Er sah mich erstaunt an. „Die gnädige Frau? — Die ist verreist. Ich glaubte, der gnädige Herr wüßte das?“

„Ja — allerdings“, entgegnete ich verlegen, denn ich mochte dem Diener nicht wissen lassen, daß ich von dieser Reise keine Kenntnis habe. „Ich wollte nur fragen, wann sie abgereist ist und wer sie begleitete?“

„Gerade heute vor acht Tagen fuhr sie spät abends fort zur Bahn. Im ersten Wagen saß die gnädige Frau mit der Frau Tante, und im zweiten Ernestine und Joseph mit dem großen Gepäck. Niemand im Hause, selbst nicht ihre Dienerschaft, wußte, wohin die Reise ging.“

Starr und todesbleich lehnte ich einen Augenblick gegen die Wand, dann befahl ich George, meinen Koffer auszupacken, vertauschte meinen Reiseanzug und verließ rasch und gedankenschwer das Haus. Wohin ich gehen wollte? — ich wußte es selbst nicht. Träumerisch vor mich hinstarrend, rannte ich an der Straßenbiegung gegen ein kleines Männchen, mit einer Ledermappe unterm Arm; es war der alte Kassenbote Krause, eine bekannte Persönlichkeit in dem vornehmsten Bankgeschäft der Residenz, welches auch das Vermögen meiner Frau verwaltete.

Das war ein glücklicher Fingerzeig für mich! Dort durfte ich hoffen, nähere Mitteilungen über Herminens Reise zu erhalten, zu welcher vor allen Dingen Gelder erhoben werden mußten.

Der Chef des Bankhauses empfing mich, im Gegensatz zu seiner früheren Art und Weise, ausnehmend freundlich. Er hatte durch die Zeitungen bereits erfahren, daß ich Majoratsherr geworden, und dadurch war der Leutnant a. D., der Mann der Primadonna, in seiner Wertschätzung unendlich gestiegen. So glaubte er denn auch keine Indiskretion zu begehen, indem er mir mitteilte, daß Hermine plötzlich einen glänzenden Antrag

für die italienische Oper in Wien erhalten, und zu dieser Reise von ihrem Saldo eine Summe von 12000 Mark entnommen habe. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich noch, daß meine Frau in Begleitung des Barons Siccard, eines Amerikaners, wie der Bankier ergänzte, gereist sei und daß dieser beabsichtige, von Wien aus eine Tournee durch Amerika für Madame zu arrangieren.

Ich wußte genug! Wie geblendet verließ ich das Kontor und wankte wieder meiner Wohnung zu.

Ich hatte bisher meine Frau wohl für eigenwillig, flatterhaft und launisch gehalten, aber eine Handlungsweise, wie sie hier zu Tage trat, hätte ich nie für möglich gehalten. Ich Narr, der ich glaubte geliebt zu sein, war der Betrogenste von allen! Betrogen von einer Frau, die eines ehrlichen Mannes ehrliche Liebe einem — Vagabunden zum Opfer zu bringen fähig war!

Vielleicht die traurigste Nacht meines Lebens verbrachte ich, indem ich vergebens den Schlaf herbeisehnte, mit Entschlüssen und Plänen, die ich, kaum gefaßt, ebenso rasch wieder als haltlos verwarf, bis endlich nach dem Sprichwort: „Besserer Rat kommt über Nacht", der Morgen mich zu einem festen, klaren Handeln bestimmte.

Ich fuhr zu einem unsrer bedeutendsten Juristen, einem alten, freundlichen Herrn, der auch in früherer Zeit einen Prozeß meines Vaters sehr glücklich geführt, und vertraute ihm meine Angelegenheit.

Er hatte mir aufmerksam zugehört, ohne mich zu unterbrechen und schwieg auch noch, wie überlegend, als ich längst geendet.

„In meiner Praxis", begann er endlich, „habe ich immer gefunden, daß fast jede Ehe ins Schwanken kommt, wenn von ‚mein' und ‚dein' die Rede ist. Dieses eheliche Zerwürfnis ist allerdings sehr bedauerlich, aber was kann ich dabei thun?"

„Sie sehen ein, Herr Justizrat“, erwiderte ich mit vor Erregung zitternder Stimme, „daß mir nach dem Vorgefallenen ein ferneres Zusammenleben mit meiner Frau unmöglich gemacht worden ist! Ich wünsche durch Sie die Scheidungsklage zu erheben.“

Er lächelte. „Mein Lieber, eine Frau ist leichter zu erhalten, als wieder los zu werden. Ihre Gründe sind vor Gericht zu wenig stichhaltig. Die ‚Untreue‘ Ihrer Gattin ist nur dann vom juristischen Standpunkt erwiesen, wenn sie in flagranti dabei betroffen worden ist, und das ist nicht der Fall. Der zweite Grund: ‚Böswilliges Verlassen des Ehemanns‘, ist ebenfalls noch nicht festgestellt. Warum soll Ihre Frau Gemahlin nicht ihrem Berufe nachgehen und einen ehrenvollen Antrag an die italienische Oper nach Wien acceptieren, der ihr Geld und Lorbeeren bringt? — Daß sie abgereist ohne Ihre Einwilligung, löst sich vielleicht in eine allerliebste Versöhnungsszene auf und bald läuft alles wieder im gewohnten Gleise.“

„Nein, nie, nie!“ rief ich mit aller Energie. „Ein Mann, der seine Frau liebt, wird viel erdulden, viel Nachsicht üben, aber über einen Punkt kann er nicht hinweg, und das ist die Ehre! — Ich beantrage die Scheidung unwiderruflich!“

Als der alte Herr sich überzeugt, daß hier eine Versöhnung nicht wieder herzustellen sei, übernahm er es auf meine wiederholte Bitte, den Prozeß zu führen. In seiner Gegenwart mußte ich an meine Frau einen Brief schreiben und sie auffordern, unverzüglich in das Haus ihres Mannes zurückzukehren.

Die Antwort darauf erfolgte rasch. Hermine erklärte, daß sie nie wieder zu einem Manne zurückkehren werde, der sie in Gegenwart von Zeugen mißhandelt und einen ehrenwerten Gast, der ihr teuer sei, beleidigt und aus ihrer Wohnung gewiesen habe. — Sie gehe von Wien nach New York und überlasse es ihrem Rechtsanwalt, zu thun, was unerläßlich sei.

„Sie verweigert die Rückkehr zu ihrem Manne?“ rief

vergnügt der Justizrat, nachdem er den Brief gelesen, „jetzt können wir die Scheidungsklage mit Erfolg gerichtlich anhängig machen.“

Hier schwieg der Hauptmann in seiner Erzählung; allein die Gesellschaft, namentlich die Damen, wünschten über Ferdinand, für dessen Schicksal sie die größte Sympathie empfanden, noch Näheres zu erfahren und bestürmten ihn deshalb, weiter zu erzählen.

„Es freut mich, meine Herrschaften“, entgegnete sich verbeugend der Hauptmann, „daß Sie für meinen Freund ein so warmes Interesse bekunden und so gleichsam meine Behauptung unterstützen, daß die Männer großer Künstlerinnen nicht immer die Ursache des ehelichen Unglücks sind.

Nun, Ferdinands Scheidung ging ziemlich glatt und schnell von statten, da sich die Frau als der ‚schuldige Teil‘ erwies und diese Schuld auch durchaus nicht bestritt. Sie lag in den Fesseln ihres Barons, den sie auch, wie man sagt, in Amerika geheiratet hat und wird wohl nächstens nach Europa zurückkehren.

Ferdinand lebt seit seiner Scheidung als Majoratsherr auf seiner Besitzung zu G..., deren Verwaltung sein ganzes, thätiges Leben ausfüllt. Er ist seit einigen Monaten mit der Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, seines ehemaligen Obersten, überaus glücklich verheiratet, und, dem Himmel sei Dank! die Zeit, die Liebe und ein arbeitsvolles Leben haben ihn vergessen lassen, daß er einst der Mann einer Primadonna war.“

VII.

Es hat nicht sollen sein!

I.

„Alexander!

Kehre zu deinen, dich mit offenen Armen erwartenden Eltern zurück! Alles sei verziehen, alles vergessen! Falls du Geld benötigst, telegraphiere!“

Diese Annonce konnte man im September 1867 in den Spalten fast aller großen Zeitungen lesen, und da zu jener Zeit der Pfad der Öffentlichkeit für derartige diskrete Familienangelegenheiten noch nicht so häufig betreten wurde wie heute, so war sie wohl geeignet, das Interesse, die Neugier des Publikums zu erwecken. — Was ließ sich hinter dieser elterlichen Aufforderung, wie hinter einem geheimnisvollen Vorhang, nicht alles vermuten? Welche Vorgeschichte war die Veranlassung dazu?

Eine der altrenommiertesten Handelsfirmen der Stadt Br., deren großartige Warenlager und Magazine Kolonialprodukte aller Art bargen, war die von Jakob Menari. Außer seiner Tochter Susanne, die an einen Bankier verheiratet war, besaß Menari einen kaum siebzehnjährigen Sohn, Alexander, der dazu ausersehen war, dem Vater einst ein würdiger Geschäftsnachfolger zu werden; auf dieses Ziel war die ganze, eisernstrenge Erziehung des jungen Mannes gerichtet.

In Alexanders Wesen war jedoch nichts von dem, was der Ruhe und spekulativen Erscheinung eines Kaufmanns entsprochen hätte. Bei ihm war alles, Persönlichkeit und Naturell, ideal, schwärmerisch veranlagt. Die Börse mit ihrem lärmenden, drängenden Verkehr, das Kontor mit seiner nüchternen Buchführung, seinen kalten, toten Zahlen widerte ihn an, und wenn ihn der Vater mit Befriedigung durch das Gitter am Schreibpult über „Soll und Haben“ vertieft glaubte, so konnte man, bei schärferer Beobachtung, neben dem Hauptbuche noch andre Bücher erblicken, die mit dem Handel nichts zu schaffen hatten, Theaterstücke, wie: „Romeo und Julia“, „Don Karlos“ und namentlich ein vielgebrauchtes Exemplar des „Hamlet“. — Die Liebe zum Theater war in Alexander bis zur Leidenschaft entwickelt und der Traum seines Lebens war es, die Gebilde unsrer großen Dichterheroen einst von der Bühne herab verkörpern zu dürfen. Wie aber hätte er daran denken können, diesen Wunsch je erfüllt zu sehen? Kannte er doch das starre Vorurteil seines Vaters in bezug auf Künste und Wissenschaft, die er verächtlich für dummes, brotloses Zeug hielt?

Dagegen fand Alexander für seine Träume eine sympathische, verständnisvolle Teilnahme bei seiner guten Mutter, einer kleinen zarten Dame, mit einem Teint, rein wie Edelweiß, prächtigen Augen und sanften Zügen.

Die arme Frau, welche den ersten Stock des Hauses mit seinen düsteren Räumen bewohnte, war als reiche Erbin und eine Waise noch sehr jung an Herrn Jakob Menari verheiratet worden. Ihr Vormund hatte die liebeleere Partie, eine Vernunftheirat, arrangiert, und ohne von der Welt etwas gesehen zu haben, verließ sie die kalten Mauern ihres Pensionats, um dafür die noch kälteren dieses alten Patrizierhauses einzutauschen. — Die Wirtschaft desselben lag in den Händen einer langjährigen treuen Dienerin, Frau Wesselly, welche eifersüchtig ihre altgewohnten Rechte bewachte, und so blieb denn der jungen

Herrin des Hauses nichts übrig, als sich in ihren Räumen zu beschäftigen, so gut es eben ging, und ihr Gatte, von seinen kaufmännischen Unternehmungen in Anspruch genommen, ließ ihr darin freie Hand.

An ihrem blumenumrankten Fenster konnte man Frau Elisabeth Menari jahraus jahrein mit einer Handarbeit sitzen sehen, vor sich die neuesten Erscheinungen der belletristischen Litteratur und die gelesensten Journale. — Auch die Freuden der Mutter genoß die Ärmste nur spärlich, denn da sie zu schwach war, ihre Kinder selbst zu nähren, so wurden diese gleich nach der Geburt aufs Land zu einer Bäuerin gegeben und ihre spätere Erziehung, bis zur Konfirmation, fremden Menschen anvertraut. Entscheidend war bei dieser Pädagogik, daß Herr Jakob Menari in seinem ganzen Hause wie in seinen Geschäftsräumen eine peinliche Ordnung und eine fast klösterliche Stille liebte.

Seine Tochter Susanne war in einem vornehmen Stift erzogen worden, aus dem sie als ein kaltes, hochmütiges, eitles Geschöpf ins Elternhaus zurückkehrte. Es war begreiflich, daß Mutter und Tochter wenig Berührungspunkte fanden, und daß die letztere den Heiratsantrag eines jungen Bankiers, James Achat, dessen Vorfahren dem auserwählten Volke angehörten, um so freudiger annahm, als sie dadurch den einförmigen, beengenden Verhältnissen der elterlichen Wohnung entrückt wurde und in die Welt eintreten konnte, denn ihr Gatte liebte es, ein großes Haus zu machen.

In ihrem Sohne, ihrem Alexander, hatte der Himmel der einsamen Frau das Glück und die Freude ihres Lebens geschaffen, rührend war die innige Liebe und Zärtlichkeit, die Mutter und Sohn verband. Jede freie Stunde brachte Alexander bei ihr zu, ihr vertraute er alles und fand Teilnahme und Verständnis für alles. Er las ihr vor und studierte mit ihr klassische Aufgaben, namentlich den Ferdinand in „Kabale und Liebe“, den

er demnächst auf einem Liebhabertheater darstellen sollte. Ihr mildes, schlichtes Wesen, ihr treffendes Urteil besänftigte, mäßigte, wo seine feurige Phantasie sich allzuweit hinreißen ließ. Leider ahnte die Mutter nicht, welche Pläne für die Zukunft Alexander mit dieser Theaterliebhaberei verband; sie unterstützte sie, weil sie ihn dadurch von schlechten Gesellschaften und anderm Verderb junger Leute abhalten wollte.

So war der Tag der Aufführung herangekommen. Frau Elisabeth verließ nur selten das Haus, da ein Fußleiden sie daran hinderte, und da ihr Gatte Abend für Abend, bis Mitternacht, in seinem Klub beim Schach zubrachte, so konnte sich Alexander ungestört seiner Liebhaberei widmen. — Er sah prächtig aus in der kleidsamen Rokokouniform des „Majors von Walter" und spielte seine Szenen mit „Luise" und dem „Präsidenten", für einen Dilettanten, überraschend gut. Nur die Haltung ließ zu wünschen übrig und die Hände waren ihm, namentlich in der Ruhe, noch sehr im Wege. Entzückt von dem überschwenglichen Beifall, den das Publikum derartigen Privatvorstellungen, wo jede Kritik schweigt, entgegenbringt, empfing er von Freunden und Bekannten sowie von dem Vorstand des Vereins die schmeichelhaftesten Glückwünsche. Ein kleiner durchreisender Theaterdirektor, der sich gleichfalls auf der Bühne eingefunden, verdrehte ihm vollends den Kopf, indem er mit protegierender Miene von „schöner Persönlichkeit", „großem Talent" und „glänzender Karriere" sprach.

Der zweite Akt begann. Ferdinand erschien bei „Lady Milford" und begann mit kalter Verbeugung: „Ich komme auf den Befehl meines Vaters — —", aber er wurde plötzlich verwirrt und konnte nur stockend mühsam weiter sprechen, denn seitwärts dicht vor der Bühne stand mit eingeschlagenen Armen und drohendem Blick — sein Vater, an der Seite seiner höhnisch lächelnden Schwester und seines Schwagers.

Wie Alexander seine Rolle zu Ende geführt, wie er

seine Wohnung erreicht, wie er die Nacht verbracht, er wußte es nicht.

Nach Jahren noch stand dieses Bild unverlöscht mit erschreckender Deutlichkeit vor seiner Seele.

Er erwachte erst aus seiner Betäubung, als ihm am nächsten Morgen der Diener anzeigte, daß ihn sein Vater nach dem Frühstück, oben im Wohnzimmer der Mutter, zu sprechen wünsche.

Jetzt hieß es, einen festen Entschluß zu fassen! Er wollte die sich darbietende Gelegenheit benutzen, dem Vater frei erklären, daß die ihm aufgezwungene Karriere seinen Wünschen und Neigungen widerstrebe, daß er ihm gestatten möge, sich der Bühnenlaufbahn, der er Leib und Leben widme, zuwenden zu dürfen. Da der Vater der Vorstellung, wenn auch nur zu Anfang, beigewohnt, so war er ja Zeuge gewesen, wie ihn das Publikum mit Beifall überschüttet hatte. Und konnte er sich nicht sogar auf das Zeugnis einer Autorität, eines — Theaterdirektors berufen?! — Alles, was bisher noch in stillen Wünschen in seiner Brust ruhte, trat jetzt in eine feste Form. Wie Ferdinand für seine Luise, so wollte er eintreten für seinen künftigen Beruf!

Mit diesem Vorsatz erschien er im Zimmer seiner Mutter — aber bei dem Anblick, der sich ihm hier darbot, verließ ihn plötzlich seine Standhaftigkeit.

Mit großen Schritten, bleich und bebend vor Zorn, durchmaß sein Vater den weiten Raum, während seine Mutter schluchzend das Gesicht in den Kissen des Diwans barg. Am Fußboden lagen zerstreut, teilweise zerrissen, mehrere Bücher, er erkannte darunter den geliebten „Hamlet".

Eine schreckliche Pause, nur durch das leise Weinen der Mutter unterbrochen, entstand. Endlich trat Herr Menari dicht vor seinen Sohn hin und ihn mit den Blicken eines Inquisitors musternd, fragte er mit scharfer, schneidender Stimme: „Wer hat dir erlaubt, dich zum Amüsement der Leute herzugeben?

dich zum Bajazzo herabzuwürdigen? — Wer hat dir erlaubt, meinen Namen an den Pranger zu stellen?!"

„Vater!" fuhr Alexander auf, der das heiße Blut seines Vaters geerbt, doch sein Blick fiel auf die Mutter, die sich erhoben hatte und bittend die Hände gegen ihn ausstreckte. Mit ruhiger, wenn auch vor innerer Erregung vibrierender Stimme, fuhr er dann fort: „Ich habe deinen Namen nicht entehrt, Vater, und wenn du weniger mit dem Kopfe, mehr mit dem Herzen, weniger deinen — Geschäften lebtest und dich auch zuweilen dem zuwendetest, was erst das Leben lebenswert macht, der Kunst und der Poesie, dann würdest du nicht so sprechen!"

„Was sollen diese hochtrabenden Redensarten? Antwort will ich, wer hat dir Erlaubnis zu diesem Komödienspiel gegeben?"

„Erlaubnis? Bedurfte ich deren? Du hast meine freie Zeit niemals kontrolliert und ich fand es immer besser, mich, statt wie meine Kameraden, im Wirtshaus mit Karten-, Kegel- oder Billardspiel zu unterhalten, unsre großen Dichter kennen zu lernen, sie Mama vorzulesen und von ihr auf deren Schönheiten besonders aufmerksam gemacht zu werden."

„O, ich weiß, daß sie es war, die dich dazu verleitet!"

„Vater!"

„Daß sie es war, die dich von deinem Beruf abgezogen, die dem Sohne diese überspannten, romanhaften Ideen eingeflößt, und wie sehr ich ihr dafür dankbar bin", setzte er höhnisch hinzu, „habe ich ihr soeben gezeigt!" damit wies er auf die am Boden liegenden zerrissenen Bücher.

„Vater, es ist unwürdig, die Mutter dafür leiden zu lassen, was ich, Gott ist mein Zeuge! ganz allein verschuldet habe."

„Genug! In Zukunft werde ich sicherer gehen. Du gelobst hier feierlich, mit Hand und Schwur, daß du nie wieder eine — Komödiantenbude betreten, dich niemals wieder zu solchen Gaukeleien herabwürdigen willst!"

„Da würde ich etwas versprechen, Vater, was ich nicht halten kann, nicht zu halten gewillt bin!“

„Wie?!“

„Nein! Wozu noch länger hinterm Berge halten?“ fuhr er entschlossen und mit begeistertem Ausdruck fort. „Ehrlich sei es gesagt, mein ganzes Denken und Fühlen ist dem Theater zugewendet, und ihm ganz und gar anzugehören, ihm alle Kräfte zu weihen, ist der Wunsch, das Ziel meines Strebens!“

„Alexander!“ rief jetzt bestürzt die Mutter, „du — du denkst daran — Schauspieler —?“

„Ja, liebe Mutter!“

„Kommödiant — du?“ schrie Herr Menari, in dessen Brust es heftig wogte und stürmte. „Unser altes Haus, dessen Firma länger als 200 Jahre besteht, das von Vater auf Sohn in gerader Linie fortgeerbt, soll jetzt durch dich — Ehe das geschieht, hast du aufgehört, mein Sohn zu sein! Ich verstoße den Komödianten von meiner Schwelle und gebe ihm —“

„Halt ein!“ rief entsetzt Frau Elisabeth, und umschlang ihren Gatten mit beiden Armen. „Nicht weiter, bedenke, was du thun willst!“

Doch Herr Menari, fast sinnlos, riß sich gewaltsam von ihr los und sie heftig von sich stoßend, daß sie ausgleitend auf den Teppich niedersank, rief er: „Jetzt trage die Folgen deiner Heimlichkeit, du — Kupplerin!“

In demselben Augenblick aber faßte ihn Alexander mit Löwenkraft an beiden Schultern, drückte ihn gewaltsam auf die Kniee nieder und würde ihn mit geballter Faust zerschmettert haben, wenn ihn die verzweiflungsvolle Stimme seiner Mutter, die sich rasch wieder erhoben, nicht durch die Worte: „Alexander! er ist dein Vater!“ zum Bewußtsein gebracht hätte. — Die noch eben Feuer sprühenden Augen, senkten sich wie beschämt; er hob den bleichen, vor ihn noch knieenden Vater in die Höhe, preßte

dann die Mutter unter heißen Küssen in seine Arme und verließ rasch das Zimmer.

Am nächsten Morgen war Alexander verschwunden.

Sechs Monate waren seit dieser verhängnisvollen Katastrophe verstrichen. Das alte, stille Patrizierhaus bewahrte noch immer die gleiche, ernste Ruhe, und doch war eine große Veränderung darin vorgegangen. Die frühere Firma „Jakob Menari" lautete jetzt „Menari und Kompanie". Die schlaue, intrigante Susanne hatte es bei dem Vater schmeichelnd durchzusetzen gewußt, daß ihr Mann als Teilhaber in das Geschäft eintrat. Sie brauchte mehr, als zu ihrem luxuriösen Leben die Bank- und Börseneinnahmen des Herrn James Achat abwarfen, und so hatte sie ihm als Kompagnon ihres Vaters, des reichen Handelsherrn, und sich dadurch eine goldene Hilfsquelle eröffnet. — Wie sie ihren Bruder aus dem Herzen des Vaters gedrängt, ihn aus dem Hause getrieben — denn — sie war es gewesen, die Alexanders Debüt auf dem Liebhabertheater verraten — so hoffte sie ihn auch von jedem Anteil am Geschäft, womöglich von jedem Erbteil auszuschließen. — Einstweilen war Alexander verschollen, quasi tot, denn auf das strengste war es verboten, den Namen des Sohnes in Herrn Menaris Gegenwart auszusprechen.

Die einzige, die diesem Verbot nicht nachkam, war Alexanders Mutter; ihr steter Gedanke war dem geliebten Sohne zugewendet, der, aus dem Vaterhause verjagt, sich vielleicht arm und elend in der Welt umhertrieb. In tiefster Heimlichkeit vor ihrem Gatten, hatte sie im stillen Nachforschungen über den Aufenthalt ihres Lieblings anstellen lassen, jedoch vergeblich, und als der sechste Monat ohne Resultat vorübergegangen, da glaubte sie jede Hoffnung begraben zu müssen. An ihrem Fenster, das epheuumrankte Bild des geliebten Sohnes vor sich, ihr ganzes Sinnen nur ihm zugewendet, sah man die stille, bleiche Frau Tag für Tag. Das Zusammenleben mit ihrem Gatten

war seit jenem verhängnisvollen Morgen noch förmlicher, frostiger als früher; ihr Wohnzimmer hatte er seitdem nicht wieder betreten.

Um so mehr war Frau Elisabeth erstaunt, als Jakob eines Abends in großer Erregung bei ihr eintrat, um, wie er sagte, eine dringende Geschäftsangelegenheit mit ihr zu besprechen.

Dringend mußte sie wirklich sein, denn in ihrer mehr als zwanzigjährigen Ehe war der Fall nicht vorgekommen, daß er seine Frau zur Vertrauten seiner „Geschäfte“ gemacht hätte.

Mit großer Überwindung und einer gewissen Beschämung teilte er ihr nach und nach mit, daß das Haus auf dem Punkte stehe, durch eine unglückliche Spekulation — das Werk seines Kompagnons und Schwiegersohnes — seine Zahlungen einzustellen, wenn es ihm nicht bis Ultimo gelingen würde, die zur Deckung nötigen Fonds zu beschaffen. Diese von seiner Frau zu erbitten, war der Zweck seines Besuchs. — Das bedeutende Vermögen, welches Frau Elisabeth besaß, war ihr testamentarisch dergestalt gesichert, daß ihrem Manne allerdings die Zinsen davon zufielen, ihr aber allein die Abzweigung größerer oder kleinerer Kapitalien unumschränkt zu freier Verfügung stand. Durch diese, nicht anzutastende Klausel war jetzt der stolze Kaufmann zu der Demütigung gezwungen, als ein Bittender vor seiner Gattin erscheinen zu müssen.

Mit ihren klugen Augen betrachtete die kleine Frau forschend ihren Mann, der diesen Blick nicht zu ertragen vermochte und verlegen mit den Quasten des Fauteuils spielte. Die Situation war günstig für sie und sie beschloß, sie für den Sohn zu benutzen.

„Mein Vermögen“, begann sie nach einer absichtlich verlängerten Pause, „gehört meinem einzigen Sohne, meinem Alexander, und ich habe nicht das Recht, ihn zu schädigen, am wenigsten“, setzte sie bitter hinzu, „zu gunsten eines Hauses, welches ihn von seiner Thür verjagte, ihn schutz- und hilflos in die weite Welt trieb.“

Herr Menari wollte sprechen, doch sie unterbrach ihn kurz:

„Wir wollen nicht streiten über das, was meinen Sohn von hier entfernte, aber wenn ich dir helfen soll und durch das, was sein Eigentum, so verlange ich auch, daß wir ihn öffentlich auffordern, in das Vaterhaus zurückzukehren.“

„Öffentlich — auffordern —?“

„Ja, daß ich im geheimen bereits alles versucht, seinen Aufenthalt zu entdecken, konntest du wohl von der Mutter erwarten. Leider blieben meine Nachforschungen ohne Resultat. Indem wir den öffentlichen Weg durch die Presse des In- und Auslandes betreten, den man mir dringend empfohlen, darf ich hoffen, vielleicht glücklicher zu sein.“

Wie sehr sich auch der Stolz und Trotz des Herrn Menari gegen ein Ansinnen aufbäumte, wodurch er zugab, ein Unrecht an seinem Sohne begangen zu haben, es half ihm nichts. Frau Elisabeth war plötzlich von einer nie für möglich gehaltenen Energie, und erst nachdem die am Eingang dieses Kapitels bezeichnete Annonce in den Zeitungen erschienen, sah sich Herr Jakob Menari wieder in den Stand gesetzt, die drohende Gefahr abzuwenden, den Sturm, der seinem Hause den Untergang bereiten konnte, an sich vorüberziehen zu sehen.

II.

Eines der wenigen, aber hübschesten Vergnügungslokale der alten Stadt Prenzlau ist der sogenannte „Börsengarten; hier konzentriert sich zumeist das allgemeingesellige Leben der Stadt. Im Winter finden in einem stattlichen Saale des großen Vordergebäudes Bälle, Konzerte und Vorstellungen reisender Theatergesellschaften statt, während im Sommer ein herrlicher Garten mit Lauben und schattigen Anlagen in das Freie lockt, und damit auch hier Kunstgenüsse nicht fehlen, so kann man an bestimmten Tagen eine gute Militärkapelle hören oder auf

einer, am Ende des Gartens belegenen Sommerbühne dramatische Vorstellungen genießen.

Man sieht, an Zerstreuungen fehlt es nicht am schönen Uckersee.

Auch in diesem Sommer war eine Wandertruppe in Prenzlau eingekehrt und erfreute sich durch einzelne recht gute Mitglieder und ein abwechselndes Repertoire einer großen Teilnahme, was hier um so mehr ins Gewicht fällt, als das Publikum ziemlich anspruchsvoll ist, weil es die Nähe von Berlin zur Grundlage seines Urteils nimmt.

Der Direktor der Gesellschaft, eine der originellsten Persönlichkeiten, welche jemals den Thespiskarren lenkten, hieß Karl Töldte, bei dessen Namen gewiß manchem Leser diese Gestalt wieder auf der Bildfläche der Erinnerung erscheinen wird. Von mittlerer Figur, ohne Embonpoint, mit dichtem schwarzen Kopfhaar und dito etwas zusammengewachsenen Augenbrauen, und trotz des täglichen Rasierens ewig blauem Bart, war er von prickelnder Beweglichkeit. Er gehörte zu den Menschen, die kein Gras unter ihren Füßen wachsen lassen. Was er that und sprach, hatte immer die Färbung, als ob er grimmig wütend sei und doch war er au fond der beste Mensch gegen diejenigen, welche ihrer Pflicht Genüge thaten. Er verstand zu rechnen und war sehr genau, oft knickerig, aber von einer zweifellosen Rechtlichkeit, dabei in seinen Bedürfnissen äußerst mäßig. — Viele namhafte Künstler, die später an ersten Theatern in erster Reihe wirkten, haben bei ihm ihre Karriere begonnen. Die Gage, welche sie für ihre Leistungen bezogen, war eine solche, die heutzutage in ihrer Winzigkeit unglaublich erscheint. Am ersten und sechzehnten jedes Monats wurde dem Betreffenden diese Gage, sorgfältig in Papier gewickelt, persönlich vom Direktor in die Hand gedrückt, und dies geschah wieder so grimmig, zuweilen so zögernd, als könne er sich nur schwer davon trennen und als verdiente der Empfänger die Silberlinge gar nicht. — Als Direktor

spielte er natürlich das Fach der „guten Rollen", d. h. er kultivierte jedes Genre, wenn's nur dankbar war. Daß er nur ein mittelmäßiger Schauspieler war, wird jeder bestätigen, der das Glück gehabt, ihn einmal auf den Brettern zu sehen. „Wenn Töldte dramatisch wird, ist er schrecklich!" war eine stehende Redensart.

Von seinen Mitgliedern verlangte er oft eine unglaubliche Leistungsfähigkeit. Es kam ihm z. B. gar nicht darauf an, einem jungen Schauspieler abends, nach beendeter Vorstellung, eine zehn Bogen starke Rolle in die Hand zu schieben und ihm dabei trocken zu vermelden, „Morgen ist das Stück — um 10 Uhr Probe."

Widerspruch ertrug er dabei nicht, und so blieb dem armen Opfer nichts weiter übrig, als die Nacht zum Tage zu machen und zu versuchen, dem Gedächtnis wenigstens die Worte einzuprägen, denn vom Studium der Aufgabe konnte füglich keine Rede sein. Das beliebte, aber gefährliche Mittel, sich dabei den Schlaf fern zu halten, bestand darin, auf der Maschine einen starken Kaffee zu kochen und die Füße in kaltes Wasser zu stellen.

Übrigens traten zum Glück solche Fälle nur sporadisch auf, denn da Töldte fast alle vier bis sechs Wochen den Ort wechselte, so beschränkte sich das Repertoire doch mehr oder weniger auf Wiederholungen.

Ein wundervoller Spätnachmittag am 14. Juli 1870 hatte den Börsengarten mit einem stattlichen Publikum gefüllt, welches heute weder durch Musik, noch Theater, sondern nur durch den angenehmen Aufenthalt im Freien angezogen ward. Während aus dem unteren Teile des Gartens dann und wann vereinzelte Stimmen und Gesang herüberschallten — Direktor Töldte probierte dort ein neues Stück — hatten sich im oberen Teile verschiedene Gruppen etabliert und unterhielten bei Bier und Kaffee eine lebhafte Konversation. Dieses war namentlich an einem

großen, runden Tische der Fall, um welchen, unter dem Präsidium der Frau Oberst, die Offiziersdamen der hiesigen und der Garnison von Angermünde Platz genommen, während die Herren rauchend und plaudernd den Tisch umstanden.

Die lebhafte Debatte der Damen betraf das Theater oder, bezeichnender, den gefeierten ersten Helden und Liebhaber der Töldteschen Gesellschaft, Herrn Richard Werner. — Wohl selten hatte sich ein Künstler bei seinem ersten Erscheinen durch Talent und Persönlichkeit einer so großen und allgemeinen Teilnahme zu erfreuen gehabt, als es hier der Fall war. Auf seine Erscheinung paßten Hamlets Worte:

„Seht, welche Anmut wohnt auf diesen Brauen!
Apollos Locken, Jovis hohe Stirn,
Ein Aug', wie Mars, zum Droh'n und zum Gebieten!"

Allgemein wurde die Behauptung aufgestellt, daß man hier einen Künstler von dieser Bedeutung noch nicht gesehen.

„Wie mir Leutnant Sch., der mit ihm persönlich bekannt ist, gestern mitgeteilt", fuhr Herr von L., ein pensionierter, schöngeistiger Major, in einem begonnenen Gespräch fort, „werden wir den jungen Künstler leider bald — noch vor Schluß der Saison — verlieren."

„Er will fort? — O, wie schade! — Und weshalb denn?" stürmten die Damen auf ihn ein.

„Die königliche Hofbühne zu Berlin hat ihm nach der Vorstellung des ‚Hamlet' einen glänzenden Engagementsantrag machen lassen, der ihn dahin zu einem Probespiel ruft."

„Dort ist sein Platz!" rief dezidiert die Frau Oberst, „sind Sie nicht auch meiner Meinung, liebe D.?" wendete sie sich jetzt an eine einfach gekleidete, zartgebaute Dame mit schönen, sanften Augen, die Gattin eines Hauptmanns. Sie haben uns ja eigentlich erst auf dieses wirkliche Talent aufmerksam gemacht und Sie wissen, wie maßgebend Ihr Urteil in unsern Kreisen ist."

„Sie sind sehr gütig, Frau Oberst“, erwiderte Frau D. leicht errötend, „ich habe nur eine Meinung, kein Urteil. — Die edle, sympathische Erscheinung und die vollen, warmen Herzenstöne des jungen Mannes haben uns ja alle für ihn eingenommen. Die Darstellung seines ‚Hamlet‘ wird gewiß jedem unvergeßlich bleiben! Wir müssen den Eindruck um so höher anschlagen als wir, wie Sie alle wissen, auf unsrer primitiven Sommerbühne“, sie lächelte dabei, „durch keinerlei glänzende Ausstattungen verwöhnt oder geblendet werden.“

Dies war das Signal zu einem allgemeinen Lachen und einem wirren, kritischen Medisieren.

„Haben Sie wohl gesehen, meine Damen“, rief lachend die Frau eines Premierleutnants, wie dem ‚König Klaudius‘ die Krone, die ihm viel zu groß war, fortwährend übers Gesicht fiel, so oft er sprach?“

„Und wie köstlich waren ‚Rosenkranz und Güldenstern‘! Mit blonden Perücken, gleich gekleidet, sahen sie aus wie Zwillinge!“ rief ebenso die Frau Stabsarzt.

„Ich stelle im ganzen keine Ansprüche an eine Provinzialbühne“, sagte mit ruhiger Miene und tiefer Baßstimme die Frau Majorin, „mich haben nur die beiden Kohlköpfe gestört, welche uns der Totengräber als — Totenköpfe präsentierte, indem er an Stelle der Augen und des Mundes schwarze Steinkohlen eingesetzt hatte.“

Alle brachen in Lachen aus.

„Aber das Beste war doch ‚der Geist von Hamlets Vater‘, entschied die Frau Oberst. „Der kleine, dicke Mann tappte in seinem Helm umher, als ob er blind wäre. Er hatte endlich die Bühne verlassen, aber der lange, graue Schleier blieb an dem Rosenbusch hängen, und während er nun immer wütender daran zerrte, rief er dabei hinter den Kulissen ‚ade!‘ — ‚ade!‘ — ‚ade!‘ — Beim dritten ‚ade‘ war auch der Schleier ade, denn er riß in zwei Hälften!“

Während dieser allgemeinen Heiterkeit erschien in der Hauptallee des Gartens der Held des Tages, Richard Werner, im Gespräch mit Leutnant Sch.

Major L. machte die Damen auf ihn aufmerksam, und bald wendeten sich ihm die bewaffneten und unbewaffneten Augen aller mit neugierigem Interesse zu.

„Schade, daß man ihn nicht einmal in der Nähe sehen kann!" sagte bedauernd die Frau Oberst, indem sie die Gläser ihrer Lorgnette putzte.

„O, dazu wäre ja jetzt die günstigste Gelegenheit", entgegnete L. „Wenn die Damen gestatten, so veranlasse ich Leutnant Sch., ihn uns vorzustellen?"

Alle Blicke wendeten sich der Frau Oberst zu, die in diesem Punkte sehr exklusiv war. — Aber zu aller Überraschung gab sie ihre Zustimmung. Die stolze Frau kombinierte, daß man sich ja zu nichts verpflichte, indem man hier auf einem neutralen Terrain den künftigen „Hofschauspieler" kennen lerne.

Nach einer erwartungsvollen Pause kam Major L. zurück, gefolgt vom Leutnant Sch., der um Erlaubnis bat, „seinen Freund", Herrn Richard Werner, der ihm zur Seite stand, vorstellen zu dürfen. — Mit ausgesuchtester Höflichkeit verbeugte sich dieser und nahm auf Einladung der Frau Oberst an deren Seite Platz.

Nun hatte man Gelegenheit, den Helden, in dem wir Alexander Menari wieder begegnen, in nächster Nähe zu betrachten.

Fast drei Jahre lagen zwischen jener Katastrophe, die ihn aus dem väterlichen Hause trieb, und kaum würde man ihn wiedererkannt haben. Das schöne, von einem dunkelbraunen Lockenwald umgebene, etwas bleiche Gesicht wurde von zwei Augen erhellt, die zwar den früheren, kindlichen Ausdruck verloren hatten, die aber in dieser Zeit größer, schöner, man möchte sagen intelligenter geworden und die Seele widerspiegelten.

Die ganze Erscheinung machte, zumal in der dunklen Kleidung, den Eindruck höchster Noblesse.

Nachdem die Vorstellungen beendet und die Musterung günstig ausgefallen, begann die Frau Oberst überaus freundlich:

„Wir alle haben eine Gelegenheit herbeigewünscht, Ihnen persönlich auszusprechen, wie sehr uns am Montag die Darstellung Ihres ‚Hamlet‘ entzückt hat.“

Richard verbeugte sich. „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau, und ich würde stolz auf dieses Lob sein, wenn ich mich nicht überzeugt hätte, daß man mir gegenüber hier sehr — nachsichtig ist. — Aber nehmen Sie die Versicherung, daß diese Nachsicht mir ein Sporn sein wird, in meinem Streben nicht zu ermatten.“

„Leider werden Sie uns, wie ich höre, bald verlassen?“ fragte Frau D. mit weicher Stimme.

„Bereits übermorgen“, entgegnete Richard. „Nachdem ich fast drei Jahre, und von der Pike an, gedient, mich auf kleinen Provinzbühnen unter oft sehr traurigen Verhältnissen herumgetummelt, um mir das anzueignen, was wir ‚Routine‘ und ‚Repertoire‘ nennen, ist mir endlich das Glück eines dreimaligen Gastspiels im königlichen Hoftheater in Berlin zu teil geworden, von dessen Erfolg mein Engagement abhängig sein wird.“

„Und dieser Erfolg wird nicht fehlen!“ rief verbindlich lächelnd die Frau Oberst.

Richard verbeugte sich.

„Aber warum reisen Sie denn schon so bald? In Berlin sind, soviel ich weiß, die königlichen Theater jetzt geschlossen?“

„Ich möchte vorher noch eine kurze ernste Schule durchmachen und meine Proberollen bei Direktor H., der mich ‚entdeckt‘ hat, wie es in der Kunstsprache heißt, gründlich nachstudieren.“

„Was sind Sie für ein Landsmann?“ fiel plötzlich Major von L. dazwischen ein.

„Ein — Schlesier“, versetzte zögernd Richard, dem diese Frage unerwartet kam.

„Ei, da sind wir ja Landsleute!“ rief die Frau Stabsarzt, „und am Ende wohl auch wie ich aus Breslau?“

„Nein“, entgegnete Richard rasch und bückte sich, eine kleine Handarbeit, die ihr entfallen war, der Frau Oberst wieder aufzuheben. Dem Gespräch dann eine andre Wendung gebend, fuhr er fort: „Morgen werde ich die Ehre haben, zum letztenmal vor Ihnen aufzutreten, und hat mir Direktor Töldte die seltene Vergünstigung erwiesen, diese Vorstellung als Benefiz mir zu bewilligen.“

In diesem Augenblick erschien, wie auf sein Stichwort, der Zettelträger und legte mehrere Theaterzettel auf den Tisch, die von den Herrschaften mit großem Eifer sofort in Beschlag genommen wurden, während Leutnant Sch. den Umstehenden laut vorlas:

„Zum Benefiz und letzten Auftreten des Herrn Richard Werner vor seinem Abgang an das königliche Hoftheater in Berlin:

„Kean,
oder:
Des Schauspielers letzte Rolle“.

Dieser zweite Titel war eine von den Erfindungen Töldtes, der darin groß war. Noch vor wenigen Tagen erschienen bei ihm z. B. Laubes „Karlsschüler“ mit dem neuen „oder“ „Der Regimentsfeldscher“. — Ich habe bei ihm ein Stück gesehen unter dem Titel: „Der Sturz vom Felsen Posilippo bei Neapel ins Meer!“ welches sich einfach als das bekannte Drama „Sie ist wahnsinnig“ entpuppte. Als ich ihn auf die Lächerlichkeit dieses Titels aufmerksam machte, entgegnete er schlankweg: „Das nimmt das Publikum nicht so genau und auf diesen Titel ‚beißt es an‘, auf den andern nicht.“

Richard Werner hatte sich indes erhoben und empfahl sich in verbindlichster Weise von den Damen, welche, entzückt von dem jugendlichen Künstler, versprachen, an seinem Ehrenabend nicht zu fehlen, und verließ in Begleitung des Leutnant Sch. den Garten.

Am Eingange desselben saß das gesamte Personal der Töldteschen Gesellschaft beim Bierglas, und wie drüben am Honoratiorentisch, so bildete auch hier Richard Werner den Gesprächsstoff, aber in weniger wohlwollender Weise wie dort. Er hatte es nicht verstanden, sich bei seinen Kollegen, dieser empfindlichen Künstlerschar, beliebt zu machen. Sein isoliertes, abgeschlossenes Wesen wurde ihm als Stolz und Dünkel ausgelegt, die viel beneidete Protektion des Direktors, der nur den eignen Vorteil vor Augen hatte, sollte er sich erschlichen haben.

Fräulein Bolle oder, wie sie sich lieber französiert nennen hörte, Fräulein Bollé, die komische Alte, eine ganz stattliche, noch wohl arrondierte Dame, welche die Last ihrer Jungfräulichkeit sehnlichst abzuschütteln wünschte, hatte ihre Augen auf ihn geworfen und überhäufte ihn mit zarten Aufmerksamkeiten, sogar auf Kosten ihrer mageren Börse, indem sie von Zeit zu Zeit heimlich prächtige Blumensträuße in sein Zimmer stellen ließ. Als Richard die Spenderin dieser duftigen Gaben entdeckte, bat er sie in höflicher, aber sehr ernster Weise, dergleichen in Zukunft zu unterlassen, und aus der verschmähten, liebenden Potiphar ward nun eine wütende.

Auch heute war sie es, die den Besuch Richards am Offizierstisch mit höhnischen Randbemerkungen illustrierte, die oft von lautem Gelächter der Kollegen unterbrochen wurden. Als er mit freundlichem Gruß an ihnen vorübergeeilt war, da fiel alles über ihn her, wie Dorfköter, die bellen, wenn ein Fremder durch den Ort geht, und Herr Tulle, der scharfe Charakterspieler, der schon seit X Jahren bei Töldte mit Gift und Dolch agierte und der es nur schwer verwinden konnte,

daß ihm ein solcher „grüner Fant“ den „Hamlet“ „weggespielt“, deklamierte ihm höhnisch nach:

„Die fremden Eroberer kommen und geh'n,
Wir gehorchen, aber wir bleiben steh'n!“

Leutnant Sch. und Richard verließen das Lokal durch den Haupteingang, gingen dann quer über den Fahrdamm und betraten den gegenüberliegenden alten Friedhof, den die Stadtbehörde in einen prächtigen, langgestreckten, mit Ruheplätzen geschmückten Garten umgewandelt hat, in dessen schönen alten Bäumen und dichtem Gebüsch im Frühling die Nachtigallen mit Vorliebe ihren Wohnsitz aufschlagen.

Die Sonne ging unter. Es lag etwas Geheimnisvoll-Phantastisches in der Mischung von goldenem Schimmer und tiefem Schatten, aus dem sich hier und da ein alter verwetterter Leichenstein, den man pietätvoll verschont und mit Blumenrabatten umgeben hatte, erhob.

Der Ort paßte recht für beider Stimmung — beide dachten an den Abschied.

Obwohl ihre Freundschaft noch jung, so war sie doch durch gleiche Anschauungen, Neigungen und Interessen fester gezeitigt. Leutnant Sch. schrieb in seinen Mußestunden für die Bühne und war so glücklich, bereits einen Erfolg registrieren zu können.

Richard, der seit dem Verlassen des Vaterhauses schweigend und klaglos sein allerdings selbsterwähltes Los getragen, hatte den Freund zum Vertrauten gemacht, und dieser war es denn gewesen, der ihm insgeheim durch einen intimen Bekannten in Br. Nachricht von seiner Mutter verschaffte, die er jetzt über sein Schicksal zu beruhigen vermochte. — „Sobald ich dem Vater bewiesen“, so schrieb er ihr, „daß der ‚Komödiant‘ sich eine geachtete Stellung zu erringen im stande war, daß seine Kunst keine ‚brotlose‘, dann kehre ich zurück, um dich, mein geliebtes Mütterchen, deren Andenken mich über alle bitteren

Entbehrungen, über Vorurteile und schwere Sorgen hinweggehoben, wieder in meine Arme zu schließen."

Auf demselben Wege hatte sie ihm mit wenigen einfachen rührenden Zeilen geantwortet:

„Ich sitze am Fenster, mein Liebling, und warte auf Dich. In Deiner Liebe, Alexander, liegt meine Hoffnung auf Erlösung!"

Jene frühere Zeitungsannonce war ihm nie zu Gesicht gekommen, und die mütterlichen Nachforschungen, so eifrig sie auch betrieben wurden, mußten um so mehr erfolglos bleiben, als sich Alexander für seine Theaterlaufbahn einen andern Namen, einen „nom de guerre", beigelegt hatte, den Namen Richard Werner.

Es war fast Mitternacht, als die beiden Freunde sich in dem schönen, mondbeglänzten Garten trennten. Das Versprechen einer lebhaften Korrespondenz besiegelte ein letzter Händedruck.

Am folgenden Abend sollte Richard Werners Benefiz stattfinden, zu dem bereits bis Mittag das Theater fast ausverkauft war. Plötzlich verkündeten nachmittags Telegramme und Extrablätter die Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen und die angeordnete Mobilmachung der gesamten deutschen Armee.

Welche Veränderung vermochten wenige Stunden in der sonst so ruhigen, friedlichen Stadt hervorzubringen! — Das war plötzlich ein Wogen und Drängen, ein Treiben und Fragen, eine Begeisterung, ein Enthusiasmus, der wie eine Feuergarbe emporstieg und von jung und alt geteilt wurde! Reitende Boten flogen nach allen Richtungen, die Waffen- und Montierungsdepots wurden geöffnet und bald sah der Börsengarten aus wie Wallensteins Lager, ins Moderne übertragen.

Das Theater war am Abend überfüllt, es war das Rendezvous für alle; auf die Darstellung des Stückes achtete niemand, man war zu erregt von der Gegenwart, um sich für das zu interessieren, was der Vergangenheit angehörte. Ganz laut besprach man entrüstet Benedettis Auftreten in Ems gegen König

Wilhelm, und als in diesem Augenblick der Oberst mit einigen Adjutanten eintrat, verlangte man ein „Hoch für den König! ein Hoch für die Armee! Musik!“ — untermischt mit dem Rufe: Aufhören! Vorhang herunter! Nicht weiterspielen!“

Direktor Töldte ließ endlich, als der Lärm am höchsten gestiegen und die Musik ein patriotisches Lied intonierte, den Vorhang fallen. Mit seiner findigen, rapiden Art und Weise die Stimmung benutzend, bereitete er schnell dem Publikum eine Überraschung. Aus der Requisitenkammer entnahm er die bei feierlichen Gelegenheiten benutzte, etwas lädierte Büste König Wilhelms, drapierte sie auf einer Erhöhung mit roten Gardinen und etwas Laubwerk und setzte ihr den frischen Lorbeerkranz auf, der von den Offiziersdamen dem jugendlichen Benefizianten gewidmet war. — Dann stellte er die ganze Gesellschaft, mit Theaterguirlanden und Blumentöpfen in den Händen, in einem weiten Halbkreis um die Büste, entzündete eine Quantität Rotfeuer und ließ nun, während das Orchester eben das „Heil dir im Siegerkranz!“ begann, langsam den Vorhang aufziehen.

Der alte Praktikus hatte sich nicht verrechnet; die Wirkung war eine wahrhaft verblüffende, kaum zu beschreibende, und äußerte sich endlich so enthusiastisch, daß sofort mehrere „Wohlthäter“ zusammentraten und ein Faß Bier auflegen ließen für den patriotischen Direktor Karl Töldte und seine brave Truppe!

Überall herrschte ausgelassene Freudigkeit, als handle es sich nicht um den Ernst des Krieges, sondern um eine Siegesfeier. Und während an der Seine die „Marseillaise“ gesungen ward, und auf den Boulevards die berauschte Menge aus heiseren Kehlen ihr „à bas les Prussiens!“ und „à Berlin!“ brüllte, erklangen hier, gleichsam wie von einer Mutter ihrem Kinde zur Beruhigung gesungen, die Worte:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — Richard fühlte sich nicht in der Stimmung, um lange an dieser tumultarischen Fröhlichkeit teilzunehmen. Der heutige Ehrenabend war ihm

zerstört, verunglückt, und wer vermochte zu wissen, welche Folgen für seine Berliner Stellung damit verbunden waren? — Er hüllte sich in seinen Sommermantel und verließ auf einem Seitenwege heimlich den Garten. Beim Scheine der Gaslaterne fiel am roten Turm, der den Eingang in die Stadt bildet, sein Blick auf den Theaterzettel, der zum größten Teile herabgerissen war und nur noch die Worte zeigte:

„Des Schauspielers letzte Rolle!" — — — — — —

III.

Wer am heutigen Abend — es war in der zweiten Hälfte des November — das Wohnzimmer der Frau Elisabeth betrat, der mußte staunen über die hier vorgegangene Veränderung. Die Fenstervorhänge waren zugezogen und sowohl die beiden durch farbige Schleier gedämpften Kugellampen, wie die noch rotglimmenden Kohlen des Kamins warfen ihren Schein auf die schweren, orientalischen Portieren und verbreiteten eine behagliche Temperatur.

In einem hohen, bequemen Lehnstuhl saß Herr Jakob Menari mit brennender Pfeife, vor sich eine Landkarte und eine Menge Zeitungen, in denen er blätterte.

An einer aus Eichenholz geschnitzten Kredenz war Frau Elisabeth beschäftigt, den Thee zu bereiten, während ein alter Diener auf dem gedeckten Tische das Geschirr und die Speisen ordnete und ab und zu ging, um das Fehlende herbeizuholen.

Es war ein reizendes Bild von Behaglichkeit und Ruhe, das hier dem Beobachter entgegentrat, und da man gewöhnlich sagt, daß nur ruhige Menschen glücklich sind, so durfte man annehmen, hier das Glück zu finden.

„Nun, Jakob, so lies doch laut und behalte nicht alles für dich!" sagte schmollend die kleine Frau, „wenn mich auch hier der Thee beschäftigt, so höre ich doch dabei aufmerksam zu."

„Aber, liebes Kind“, entgegnete lachend ihr Gatte, „die Zucker- und Spirituspreise haben doch kein Interesse für dich, und vom Kriegsschauplatze ist seit der Übergabe von Metz wenig Neues zu berichten.“

„Ja, du hast recht, Jakob, es ist jetzt sehr still; wir sind verwöhnt durch die fortwährenden Siegesbulletins. — So, Anton, nun brauche ich Sie nicht mehr, Sie können jetzt gehen.“ Damit entließ sie den Diener und setzte sich an den Tisch zu ihrem Gatten, diesem den Thee servierend.

Seit Frau Wesselly, die langjährige Wirtschafterin, vor einigen Monaten gestorben, hatte Frau Elisabeth selbst die Führung des Hauswesens übernommen und die damit verbundene Thätigkeit bekam der kleinen Frau ausgezeichnet. Sie hatte die frühere bleiche Gesichtsfarbe gänzlich verloren und erschien voller und kräftiger. Auch ihr Gatte hatte sich in den wenigen Monaten äußerst vorteilhaft verändert. Der frühere finstere Ausdruck, der kalte Ernst war fast ganz aus seinen Zügen gewichen, sie erglänzten von heiterer Ruhe und innerer seelischer Befriedigung. Schopenhauer spricht einmal sehr schön von der Reue, die den Menschen erfasse, wenn der Beleidigte gestorben und die That nicht mehr zu sühnen sei. — Ein solches Gefühl, mit welchem ja dann vieles gut gemacht ist, wenn auch der Vorwurf dazwischen klingt: „Du bist doch oft recht hart und ungerecht gewesen!“ hatte auch Herr Menari im Hinblick auf seinen Sohn empfinden müssen, nur fühlte er diese Reue dem noch Lebenden gegenüber.

Durch seine Gattin hatte er erfahren, daß sein Sohn Alexander — trotz alles Vorgefallenen der Liebling seines Herzens — sich durch eigne Kraft so weit emporgeschwungen habe, daß ihm das königliche Hoftheater in Berlin eine Anstellung mit einem Gehalte bot, wie ihn der Prokurist seines Geschäfts nicht erreichen konnte. Er fühlte sich dem Sohne gegenüber beschämt, der ihm durch die That bewiesen, daß jeder Beruf seine

Berechtigung im Staate habe, und daß das Proletariat, was in jedem Stande zu finden sei, nicht für ein Ganzes gelten könne. Seine altmodischen Ansichten schwanden, wie die Nacht vor dem anbrechenden Morgen, und als ihm die Mutter endlich den heimlich empfangenen Brief des Sohnes zeigte, da schwoll ihm das Herz höher, und in dieser Stimmung schrieb er dem Sohne, dem „brotlosen Komödianten", einen von innigster Vaterliebe diktierten Brief, worin er ihm nachträglich seine Zustimmung erteilte und seinen väterlichen Segen gab.

Diesen Brief erhielt Alexander in Berlin und in einem Augenblicke, wo er im Begriff stand, mit einem großen Truppentransport an den Rhein abzugehen. Der düstere Schatten, den der Zwiespalt mit seinem Vater bisher in sein junges Leben warf, war endlich verscheucht, und da ihm Herr von Hülsen die Versicherung gegeben, daß ihm die angetragene Stellung bis zu seiner Rückkehr reserviert bleiben würde, so konnte er in jeder Hinsicht freudig und mit leichtem Herzen dem Vaterlande seine Dienste widmen, und daß diese Dienste nicht zu schwer, auch dafür war gesorgt. Sein Kompaniechef hatte in Erfahrung gebracht, daß Alexander die französische Sprache vollkommen fließend spreche, und so wurde ihm die Charge eines Quartiermachers zuerteilt, die, neben manchen Anstrengungen und Verpflichtungen, auch manche Annehmlichkeiten für ihn selbst bot. Bei Sedan erhielt er die Feuertaufe und nahm später an der Belagerung von Metz teil, aber seit dieser Zeit waren seine Briefe im elterlichen Hause immer seltener eingetroffen, obwohl sie stets beruhigende Versicherungen seines Wohlergehens enthielten.

Wie gewöhnlich, so bildete auch am heutigen Abend der abwesende Liebling die ewig gleiche und für sie doch immer neue Unterhaltung der beiden Eheleute.

„Findest du nicht, Jakob, daß uns diesmal Alexander lange auf einen Brief warten läßt?"

„Das liegt in den Verhältnissen“, antwortete beruhigend Herr Menari, „in der mangelhaften Beförderung, in irgend einer veränderten Anordnung. Im Kriege kann man die Post nicht verantwortlich machen für tausenderlei Zwischenfälle und Zufälligkeiten, die eintreten können.“

„Heute“, seufzte Frau Elisabeth, „sind es vier Wochen, seit wir den letzten Brief empfingen!“

„Auffallend finde ich nur, daß seine letzten beiden Briefe den Poststempel „Mannheim“ tragen. Wahrscheinlich wird jetzt alles auf diesem Wege befördert.“

Der Diener brachte die Abendpost. — Frau Elisabeth ging ihm eilig und freudig entgegen und nahm sie ihm ab, aber während sie die Briefe und Drucksachen vor dem Gatten ausbreitete, suchte sie vergebens nach Alexanders Handschrift. Enttäuscht ließ sie sich wieder am Tische nieder und beobachtete gedankenvoll Menari beim Öffnen und Lesen der Korrespondenzen.

Plötzlich erhielten seine Züge wieder den früheren finsteren Ausdruck, wiederholt las er einen zierlich gefalteten, stark nach Patschuli duftenden Brief, sprang dann auf, schleuderte ihn heftig auf den Tisch und ging im Zimmer auf und ab.

„Mein Gott, Jakob, was ist dir? Hast du Verluste im Geschäft? Oder betrifft es Alexander?“

„Lies selbst!“ Damit übergab er ihr den Brief.

Er war von ihrer Tochter Susanne, die seit mehreren Monaten mit ihrem Manne an der Riviera lebte, unter dem Vorwand, daß ihre Gesundheit den Aufenthalt notwendig mache, in Wahrheit aber, um daselbst ein Leben zu führen, welches selbst dem dortigen, aus aller Herren Ländern bunt zusammengewürfelten internationalen Publikum auffällig erschien. In Nizza, Monaco, namentlich in Monte Carlo, erregte sie durch ihr tolles Treiben, welches sie unter der Flagge ihres Mannes zu decken suchte, die Aufmerksamkeit aller gesellschaftlichen Kreise. Bei Ausbruch des Krieges bestand ihr Vater auf eine sofortige

Rückkehr nach Deutschland, allein sie wußte durch allerhand Vorwände, die ihr Gatte, der sich in erbärmlichster Weise von ihr tyrannisieren ließ, zu bestätigen und zu unterstützen gezwungen war, die Eltern zu beschwichtigen.

Im Anfang beschränkte sich die Vergnügungssucht der schönen Frau darauf, bei Bällen, auf den Promenaden, bei Konzerten. Meerfahrten und hundert andern wechselnden Vergnügungen in den ausgewähltesten Toiletten zu erscheinen, Bewunderung zu erregen und sich mit einer cortège von Anbetern zu umgeben. Als sie aber zum erstenmal im Kasino ihr Glück im Roulette versucht und in einer Weise gewann, die wiederum großes Aufsehen erregte, da konnte man sie fast täglich hier erblicken.

Leider ist Fortuna, wie bekannt, sehr wenig treu, und so erlag auch Susanne dem Schicksal, ihrer Leidenschaft zum Opfer zu fallen. Als sie sich eines Tages vis-a-vis de rien befand, nachdem sie sinnlos verspielt, was zu verspielen war, verlangte sie von ihrem Ehegatten neue Gelder, und als dieser ihr schüchtern eröffnete, daß ihm augenblicklich keine zur Verfügung ständen, wendete sie ihm höhnisch den Rücken und verschwand wenige Tage später mit einem jungen Amerikaner.

Susannens Brief, den Frau Elisabeth las, war ein Konglomerat von Herzenskälte und Frivolität. Er lautete:

„Geliebte Eltern!

„Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!" sagt so wahr der Dichter! Leider mußte ich diese Wahrheit erst erkennen, als ich die Frau des Herrn James Achat geworden. — Aber dem Himmel sei Dank! noch ist es nicht zu spät, den lächerlichen Irrtum zu korrigieren. — Durch meinen Anwalt habe ich die Scheidungsklage gegen meinen verflossenen Gatten einleiten lassen und hoffe um so schneller auf die Lösung unsrer bisherigen Verbindung, als ich mich nicht scheue, offen zu bekennen, der schuldige Teil zu sein. — Herr Achat wird sich zu trösten wissen, da er weiß, wie ich über

eine Person denke. — In Roquebrune habe ich mich mit einem jungen und reichen Amerikaner verlobt, den ich liebe, und folge ihm in seine Heimat übers Meer. Erst wenn alles geordnet und ich glückliche Frau bin, erscheine ich wieder in Eurem Hause, Euch meinen neuen Gatten vorzustellen. Bis dahin grämt Euch nicht zu sehr und seid versichert, daß auch jenseit des Meeres Eurer liebevoll gedenken wird Eure gehorsamste Tochter

Susanne."

Frau Elisabeth ließ den Brief zur Erde fallen und brach in Thränen aus. — Herr Menari wagte nicht, den Schmerz seiner Gattin, den er ja teilte, zu unterbrechen; den Kopf auf den Marmorsims des Kamins gestützt, sah er gedankenvoll dem allmählichen Verglimmen des Kohlenfeuers zu.

Eine tiefere, zärtliche Neigung hatte wohl zwischen der Tochter und den Eltern nicht bestanden, da Susanne, schon früh in einem Pensionat untergebracht, dem väterlichen Hause entfremdet wurde und dieses nach der Rückkehr bald wieder verließ, um einen Mann zu heiraten, der leider zu schwach war, dieses flatterhafte, ungebändigte Naturell zu lenken und zu zähmen. Wiederholt hatte sich Herr Jakob Menari veranlaßt gesehen, seinen Schwiegersohn und Kompagnon mit ernster Besorgnis auf das luxuriöse und sehr freie Leben seiner Frau aufmerksam zu machen, aber dieser, schwach und — verliebt, fand alles gut und verzeihlich, was seine von ihm vergötterte Susanne that. Das Ende dieser modernen Ehe war nun Schande, Flucht und Scheidung. —

Lange verharrten die beiden Einsamen in tiefem Stillschweigen, bewegt von einer Flut anstürmender, schmerzlicher Gedanken. Endlich begann Herr Menari seufzend:

„Es ist ein hartes Schicksal, das uns trifft, in seinem Kinde eine Verlorene beweinen zu müssen! — Auf einen Bruch zwischen den Eheleuten war ich lange vorbereitet, aber daß er sich in

solcher Weise, so bald und so gewaltsam vollziehen würde, das konnte ich nicht ahnen."

„Und was wird nun aus James?" fragte Frau Elisabeth. „Welche Stellung wird er als Kompagnon in Zukunft zu dir in unserm Hause einnehmen?"

„Das war es, was mir vorhin schon durch die Seele zog. Wir können fortan nicht mehr miteinander im Verkehr bleiben, sein bloßer Anblick würde uns beständig an die Verlorene erinnern. Unsre geschäftliche Verbindung ist keine so feste, um sich nicht leicht und rasch lösen zu lassen, und so wäre diese Frage erledigt. — Jetzt aber gib deine Zustimmung zu einem Entschluß, den ich soeben gefaßt. Alexander ist, wie du weißt, dem Berufe seines Vaters für immer verloren, und wenn ich auch den neuen, ehrenvollen Weg, den er eingeschlagen, billigte, so schmerzt es doch, was Jahrhunderte sorgsam gehegt und gepflegt, in einem Augenblick zerstört zu sehen. Aber", setzte er schwer seufzend hinzu, „der Himmel will es so, und mag ich denn der Letzte meines Hauses sein, mit dem die alte Firma ins Grab sinkt."

„Oho! Das wäre noch zu früh! Einstweilen bin ich noch da!"

Freudig erschrocken durch den bekannten Ton, wendeten sich die Ehegatten der Thür zu und erblickten Alexander, der leise eingetreten war, die Eltern zu überraschen, und, durch die Portiere gedeckt, die letzten Worte seines Vaters gehört hatte. — Mit gebräuntem Gesicht und Vollbart, im langen Militärmantel, einen Stock in der Hand, stand er freudigen Blicks hoch aufgerichtet da. Vater und Mutter eilten stürmisch auf ihn zu und wollten ihn in die Arme pressen, aber er wehrte es sanft ab und reichte ihnen nur die Hände zum Willkommen: „Bitte, nehmt Rücksicht auf dieses Bein, das noch immer der Schonung bedarf."

„Großer Gott", rief die Mutter, indem sie ihn zum Sofa

geleitete und ihm den Mantel abnahm, „du bist verwundet? und wir erfuhren nichts davon?"

„Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen!" so dachte ich mit Wilhelm Tell. Ein winziges Stückchen Blei aus einer Mitrailleuse reichte hin, mir die Kniescheibe zu zerschmettern und mir Höllenschmerzen zu bereiten. Die Wundärzte schwankten lange hin und her, ob eine Amputation oder ein Gipsverband das Ratsamste sei. Endlich entschied man sich für das letztere und überführte mich in das Lazarett nach Mannheim, wo ich fast sieben Wochen lag."

„Und wir glaubten dich immer noch in Frankreich?"

„Nicht wahr", entgegnete er lachend, „das hatte ich schlau eingerichtet, euch immer ein obskures französisches Nest als meinen Aufenthaltsort zu bezeichnen? Hätte ich euch unterrichtet, daß ich in Mannheim und verwundet, ich glaube wahrhaftig", fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „ihr hättet euch geängstigt und wär't zu mir gekommen?"

Die Mutter beugte sich zu ihm und küßte ihn, während der Vater ihm die Hände drückte.

„Als der schwere Verband endlich abgenommen und ich wieder versuchte, das Bein zu gebrauchen, da — da wurde mir dies noch recht schwer — und — am dritten Tage — o, die Entdeckung war schrecklich!"

Er hielt inne und Thränen rollten über seine Wangen. Dann fuhr er mit bewegter Stimme langsam fort: „Am dritten Tage nahm ich Abschied von den Träumen meiner Jugend und meiner Zukunft, da begrub ich die Erinnerung an meine schönen künstlerischen Wanderjahre, an die glücklichste Zeit meines Lebens! — Auf der Bühne kann man Krüppel nicht gebrauchen. Mein Bein war zwar geheilt worden, aber durch die schwere Verletzung wird es steif bleiben für immer."

„Alexander! Einziger, geliebter Sohn!" riefen schluchzend Vater und Mutter und küßten und umarmten ihn.

„Na, laßt's gut sein! Nicht jedes Streben und Hoffen führt ans Ziel. Ich habe das bereits mit mir durchgekämpft, und wenn es mich auch noch zuweilen durchzuckt, wie ein elektrischer Strom, so weiß ich, daß für mich nichts übrig bleibt, als der göttlichen Kunst für immer Valet zu sagen. Scheffel ist der Dolmetsch meiner Empfindungen:

„Behüt' dich Gott! es wär' so schön gewesen!
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

„O, segne dich Gott, du mein Einziger!" rief weinend die Mutter.

„Und jetzt, lieber Vater, gehöre ich zu dir, mit Leib und Seele! Die Firma ‚Menari und Sohn' werde ich im Verein mit dir wieder zu vollem Glanz entfalten!" — — — — — —

„Das walte Gott!" sprach leise Herr Menari.

„Nur, Vater, mußt du nicht böse werden, wenn ich anfangs das Kontobuch mit dem Shakespeare verwechsele, oder in meinem Zimmer etwas spreche, was mit unserm Warenlager wenig harmoniert, oder —", Thränen deckten plötzlich die Stimme, „wenn ich in lieben, kindischen Erinnerungen blättere."

Er hatte seine Brieftasche hervorgezogen und betrachtete wehmütig eine kleine, hübsche Bleistiftzeichnung des Leutnants Sch., den Börsengarten zu Prenzlau darstellend — — den letzten Theaterzettel, mit dem ominösen Titel: „Des Schauspielers letzte Rolle" — und eine kleine Photographie seines letzten Direktors Karl Töldte.

VIII.

Die Jagd nach einem Königsmantel.



Bei Gelegenheit ihres letzten Gastspiels im Lobetheater zu Breslau, welches gleichsam eine Nachfeier ihres 25jährigen Künstlerjubiläums bilden sollte, trat Frau Klara Ziegler, die bekannte Münchener Heroine, auch als „Adrienne Lecouvreur“ auf, in jener Rolle, in welcher sie in Bamberg ihre Karriere begann. Der Kritiker der „Breslauer Zeitung“ sprach sein Entzücken über die wahrhaft blendenden und reichen Kostüme aus, welche die Künstlerin darin zur Anschauung brachte, und äußerte, daß bei ihrem ersten theatralischen Debüt Adrienne wohl in bescheideneren Toiletten erschienen sein dürfte?

Dies gab die Veranlassung zu nachstehender Aufzeichnung, welche die Künstlerin aus dem Jahre 1867 vorführt und die Äußerung jenes kritischen Referenten gewissermaßen illustriert. In jenem Jahre trat die Künstlerin im alten Leipziger Stadttheater ein Engagement an und von diesem datiert ihre eigentliche, so erfolgreiche Karriere.

Durch Direktor von Witte war ich, auf Anregung des Oberbürgermeisters Koch, von Weimar nach Leipzig berufen, um für den scheidenden Wilhelm Hock die Oberregie zu übernehmen. Während der letztere mir beim Abschied noch einige Mitteilungen über Repertoire und Personal machte, erwähnte er auch en passant in seiner sehr derben, wenig rücksichtsvollen

Manier: „Vom Volkstheater in München haben wir eine riesige, tragische Liebhaberin bekommen — Ziegler heißt sie — die nur mit Vorsicht zu verwenden ist. Außerdem hat sie nichts anzuziehen. Ihre gestrige Donna Diana, in einem „lappichten", früher einmal weißen Atlaskleid, war „böse".

Ich hatte nicht sofort Gelegenheit, mich von der Toilettennot der Dame zu überzeugen, da ich mir vorbehalten hatte, meine Regiethätigkeit mit Hebbels „Nibelungen" zu beginnen, worin Fräulein Ziegler die „Brunhilde" gab und sich dazu von München nach besten Zeichnungen gefertigte, wenn auch nur aus Wollstoffen bestehende Kostüme mitgebracht hatte.

Wenige Tage vor dieser Aufführung jedoch, wurde eine Darstellung von „Maria Stuart" eingeschoben, worin die Künstlerin die „Königin Elisabeth" gab und als solche, namentlich in der Audienzszene des zweiten Aktes, die größte fürstliche Pracht zu entfalten hatte. Fräulein Ziegler seufzte schwer. Vorzugsweise machte ihr die Beschaffung eines Krönungsmantels unendliche Sorgen. Sie vertraute mir ihren Kummer und mir fiel dabei ein, daß die Direktorin von Witte — als Fräulein Hoffmann, früher eine gefeierte dramatische Künstlerin — noch im Besitze ihrer Garderobe sei und jedenfalls für diesen Abend den so notwendigen Mantel leihen werde.

Fräulein Ziegler, von einer drückenden Sorge befreit, nahm mir förmlich mein Wort ab, das Garderobestück beschaffen zu wollen, und ich war — leichtsinnig genug, es zu geben.

Wider Erwarten schlug Frau von Witte in ihrer aufgeregten, determinierten Weise mir mein Gesuch schlankweg ab.

„Mein Mantel"' rief sie, „kostet 600 Gulden, er ist von schwerem, echtem Purpursamt, mit goldenen Bienen gestickt und mit weißer Seide gefüttert! Ein so kostbares Garderobestück, müssen Sie zugestehen, verleiht man nicht. Außerdem ist das Fräulein nach ihrem Kontrakt zur Stellung ihrer Kostüme verpflichtet. Wofür zahlen „wir" eine so anständige Gage?"

Vergebens versuchte ich die Verteidigung meiner Klientin, indem ich darauf hinwies, daß Fräulein Ziegler am Münchener Volkstheater nur in Bauernkomödien, oder höchstens in „Deborah“, „Sonnenwendhof“ und ähnlichen Volksstücken beschäftigt gewesen sei und erst nach und nach die Vervollständigung ihrer Garderobe hier in Leipzig bewirken könne.

Alles war vergebens. Frau von Witte reizte mich endlich durch ihre Weigerung so sehr, daß ich den letzten Trumpf ausspielte, indem ich erklärte, daß ich mein Wort verpfändet und von der Erfüllung meiner Zusage meine Stellung abhängig mache!

„Halten Sie das, wie Sie wollen“, entgegnete sie achselzuckend, „den Mantel gebe ich nicht!“ Damit verließ sie das Zimmer.

Während ich ihr ganz verblüfft nachsah, umschlangen mich plötzlich zwei Arme, und Direktor von Witte, der alles im Nebenzimmer mit angehört hatte, stand lachend vor mir: „Aber, lieber Freund, wozu echauffieren Sie sich denn so ungeheuer? Immer hübsch kaltes Blut, wie es einem Regisseur geziemt. Fräulein Ziegler wird den Mantel morgen Abend bekommen, verlassen Sie sich darauf!“ — Dann blickte er nach der Thür, durch welche seine Gattin das Zimmer verlassen hatte und mit einem unendlich pfiffigen Gesicht flüsterte er mir zu: „Meine ‚Alte‘ fährt morgen mit dem Frühzug nach Erfurt, meine Tochter dort in eine Pension zu bringen und kommt erst in der Nacht zurück. Wir haben also Zeit, den Mantel aus ihrer Garderobe zu nehmen, und da er nur im zweiten Akt gebraucht wird, so kann er sofort wieder zurückgeschafft werden und meine Frau erfährt nichts.“ — Ich war beruhigt.

Am folgenden Mittag fand, Theodor Wachtel zu Ehren, beim Direktor ein Herrendiner statt, zu dem auch ich geladen war. Die Gesellschaft war sehr heiter gestimmt, das Essen, wie stets im Witteschen Hause, ausgezeichnet, die Weine exquisit;

aber ich gestehe, ich hatte diesmal nur den halben Genuß, die Sorge für „Königin Elisabeth" drückte mich fortwährend.

Als endlich Kaffee und Zigarren gereicht wurden — es war inzwischen 6 Uhr geworden — erinnerte ich Herrn von Witte an Fräulein Ziegler. — Verdrießlich, in seiner Verdauungsruhe gestört zu werden, ging er mit mir in das Garderobezimmer seiner Frau, wo in mächtigen Schränken die reichen, prächtigen Kostüme verwahrt wurden und durchsuchte einen nach dem andern, allein — der Mantel fehlte.

Vergebens sah er in allen Winkeln nach, zog alle Schubläden auf, erstieg eine Leiter, um auf und hinter den Schränken nachzusehen, eilte in das Wohn- und Ankleidezimmer seiner Frau, doch alles war umsonst. Die Frau Direktorin mußte wohl einen solchen Fall erwartet haben und lachte jetzt in Thüringen schadenfroh über den Streich, den sie uns gespielt hatte.

Am schlimmsten kam ich dabei weg, denn ich hatte der Ziegler mein Wort verpfändet und dachte mit schwerem Herzen daran, der Ärmsten mit einer so schmerzlichen Enttäuschung entgegentreten zu müssen.

Nach einem halbstündigen, fruchtlosen Suchen rief Herr von Witte plötzlich hoffnungsfreudig: „Eilen Sie zu Semmler, lieber Freund, der hat gewiß einen Krönungsmantel!"

Semmler war ein sogenannter „Maskenverleiher", an den wir in unsrer Sorglosigkeit nicht im entferntesten gedacht hatten. Rasch eilte ich in das Vorzimmer, meinen Hut zu nehmen, und während mir dieser in der Hast entfiel, bemerkte ich beim Aufheben desselben, daß aus der Schublade eines mächtigen Schlafsofas eine kleine Goldquaste hervorsah. Ich weiß nicht, was mich trieb, ich zog die Schublade auf und — entdeckte, in ein großes Leinentuch gehüllt, den gesuchten Mantel.

Unser Jubel war groß und um so größer, als Fräulein Ziegler am Abend majestätisch und imposant in dem Mantel

erschien, der zugleich, wie Hock es sehr richtig bemerkte, das „lappichte", wenig königliche Unterkleid ziemlich verdeckte.

Nach dem Gebrauch wurde der Mantel wieder sogleich an Ort und Stelle geschafft, und als Frau von Witte von Erfurt zurückkehrte und ihre erste Frage war: „Hatte Fräulein Ziegler einen Königsmantel?" war die gleiche Antwort aller: „Ja, aus einer Maskengarderobe geliehen."

Herr von Witte kannte seine Frau genau, um diese Frage nicht vorauszusehen und hatte danach seine Instruktionen gegeben.

Wie schon oben bemerkt, trat wenige Tage später Fräulein Ziegler als Brunhild auf und in dieser Partie, wo sie sich nicht durch ähnliche, äußerliche Rücksichten beengt sah, wo Speer und Schild ihr vertrauter waren als das königliche Zepter und der Hermelin der Elisabeth, hier errang sie in Leipzig ihren ersten, durchschlagenden Erfolg, ja man kann annehmen, daß sich ihre eigentliche Karriere von dieser Vorstellung datiert.

Die „Nibelungen" wurden Meß- und Kassenstück, und sie verdienten es, nicht sowohl wegen dieser einzelnen als der Gesamtdarstellung wegen; Ludwig Barnay gab den grimmen Hagen in unübertroffener Weise. Rosa Link (spätere Frau Herzfeld) stand als Kriemhild auf gleicher Höhe mit Brunhild, und die Begegnung der beiden Königinnen am Dom erregte einen wahrhaften Enthusiasmus. Den Siegfried gab Albrecht Herzfeld, jugendfrisch und kraftvoll, und bis auf die kleinste Rolle herab war alles durch namhafte Künstler besetzt.

Nach solchem Erfolg entschloß sich die Direktion, in dieser Richtung weiter vorzugehen, und sie that wohl daran, denn „Turandot", „Iphigenie", „Phädra" (vom Prinzen Georg von Preußen), „Braut von Messina" 2c. 2c. erzielten gleiche Erfolge, und ihnen schlossen sich dann im neuen Theater Laubes „Böse Zungen" an, die hier die erste Darstellung erlebten.

In „Turandot" machte die Kostümfrage der Ziegler erneute Schwierigkeiten, doch wurde sie in diesem Falle, wo es

sich um etwas Originelles, Fremdartiges, Phantastisches handelte, leichter gelöst. Münchener Maler zauberten ihr auf Gaze, Samt und Satin goldene Sonnen, Drachen und ähnliche Ungeheuer, die in abendlicher Beleuchtung von großem Effekt waren, und so berichtete denn der damalige Kritiker des „Tageblattes" Dr. Emil Kneschke zum erstenmal, daß die Kostüme der Turandot „glänzend und originell" gewesen wären.

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen. — Fräulein Ziegler hat erreicht, was sie gewünscht, aber ich denke, wenn sie mit einer gewissen Befriedigung den Bericht über die Pracht ihrer Garderobe zu „Adrienne Lecouvreur" las, so dürfte sie auch — falls diese Aufzeichnung ihr zu Gesicht kommen sollte — mit nicht minderer Befriedigung jener Zeit gedenken, wo es notwendig war, Jagd nach einem Königsmantel zu machen.

IX.

Ein verkommenes Genie.

Es mögen wohl über 30 Jahre her sein, als im deutschen Theater zu Budapest, damals noch auf dem Elisabethplatz, unter Direktion des Herrn von Witte, eines der größten schauspielerischen Talente, Wilhelm Kläger, engagiert war. — Wer den großen Künstler damals gesehen, wird sich auch noch seiner eminenten Darstellungen des „Franz Moor", „Gottlieb Cooke" (Parteienwut), „Schewa", „Hans Jürge", „Mephisto" rc. erinnern, die er unvergleichlich spielte — wenn er nüchtern war.

Leider aber traten bereits damals jene beklagenswerten Perioden ein, in denen der Dämon Trunkenheit die Oberhand über den Künstler gewann, und die ihn später stufenweise zu jenem traurigen Ende führten, welches das Schicksal diesem verkommenen Genie im Staub der Straße elend bereitete.

Kläger konnte wochenlang den soliden Weg der Enthaltsamkeit wandeln, an einem Wirtshaus mit seinen verlockenden Ankündigungen ohne Versuchung vorübergehen, und während dieser Zeit hatten wir Gelegenheit, in ihm den liebenswürdigsten, hochgebildeten Menschen und anregendsten Gesellschafter, den vielbewunderten Künstler, den gewandten Bühnenschriftsteller kennen und schätzen zu lernen. — Dann aber war plötzlich eine

Nacht im stande, eine völlige traurige Wendung herbeizuführen. —
In einer elenden, abseits gelegenen Spelunke konnte man ihn auf einer Holzbank sitzen sehen, vor sich auf dem groben Eichentisch einen Krug mit Alkohol gemischtem „Ofener", und einige Kolben gekochten Kukurutz als einziges Nahrungsmittel. Mit gerötetem Gesicht und stieren verglasten Blicken, unverständlich vor sich hinmurmelnd — so fanden ihn gewöhnlich die Theaterdiener, welche der Direktor überall nach ihm ausgesandt, um ihn zur Probe oder gar zu einer Vorstellung zu holen. Wie solche Vorstellungen in solcher Verfassung ausfallen mußten, kann man sich leicht denken, und es existieren darüber im Munde der Kollegen ans Unglaubliche grenzende Dinge.

Während einer solchen Periode der Trunkenheit — gewöhnlich die Semmelwoche genannt — spielte sich in des Künstlers Wohnung in Ofen ein ergreifendes Drama ab.

Kläger war an eine junge, hübsche Frau verheiratet, die ihrer Entbindung stündlich entgegensah. Trotz dieses Umstandes war ihr Mann bereits seit acht Tagen seiner verderblichen Leidenschaft zum Opfer gefallen und seinem Hause fern geblieben. Endlich, eines Nachts, kehrte er zurück, erstieg mühsam die Treppe und betrat tastend das Wohnzimmer. In der Mitte desselben stieß er in der Dunkelheit gegen einen Stuhl und fiel taumelnd zu Boden; zu schwach, sich wieder zu erheben, blieb er liegen und schlief ein.

Als am nächsten Morgen die Sonne grell durch die Fenster drang und der Betrunkene nach und nach zum Bewußtsein gelangte, erblickte er mit Entsetzen, dicht an seiner Seite, den starren Leichnam seines neugebornen Kindes, welches man, in Erwartung des kleinen Sarges, unter Blumen auf zwei Stühlen gebettet hatte und welches der heimkehrende Vater in seinem Falle mit zu Boden riß.

Nach diesem entsetzlichen, herzzerreißenden Vorgang soll Kläger so gewaltig erschüttert worden sein, daß man für sein

Leben fürchtete, und als er endlich wieder hergestellt war, gelobte er seiner armen, bleichen Frau, daß nie wieder jene unheilvollen Gifttropfen seine Lippen berühren würden!

Sechs Wochen lang soll er auch jeder Versuchung tapfer widerstanden haben — aber dann — Lessing hat wohl recht: „Laß dich den Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!“

Als ich Kläger zuletzt, viele Jahre später, in Leipzig wiedersah, wo er in der „Zentralhalle“ als „Franz Moor“ gastieren sollte, war er eben auf dem Wege zur Garderobe, sich für die Vorstellung anzukleiden, oder besser, ankleiden zu lassen. Als langjährigen Bekannten und Kollegen begrüßte ich ihn, aber er kannte mich schon nicht mehr, und sein stierer Blick und seine schwere Zunge sowie der unsichere Gang ließen mich sein Auftreten sehr fraglich erscheinen.

Das Publikum, welches sich zu dieser Vorstellung eingefunden, bestand zum größten Teil aus Freunden und Bekannten des Künstlers, oder aus Personen, deren Erinnerung an den Namen Kläger noch aus der Blütezeit seines dramatischen Wirkens datierte, und die diese aufzufrischen gedachten, nicht ahnend, eine so grausame Enttäuschung erfahren zu müssen. — Es gehörte die ganze Nachsicht des Publikums dazu, um einen Darsteller zu goutieren, der fast den ganzen Abend lallend, mechanisch und monoton, seine Rolle ohne jede Nüancierung herunterplapperte, und dabei krampfhaft jeden Stuhl, oder Tisch als Stützpunkt zu benutzen suchte. — Erst im vierten und namentlich im letzten Akt, wo das Gehirn wieder etwas freier wurde, zeigten sich einzelne geniale Momente aus jener Zeit, die dem Künstler seinen Namen verschafft. Die Erzählung des Traums an „Daniel“ habe ich nie wieder so erschütternd vortragen hören, als an diesem Abend und kalt überlief es die Zuschauer bei den unter krampfhaftem Lachen gesprochenen Worten: „Lache mich derb aus, Daniel!“

Es war das letzte Mal, daß ich Kläger auf der Bühne gesehen, denn sein Gastspiel fand einen gewaltsamen Abschluß. Am folgenden Tage meldeten Ankündigungen, daß ein weiteres Auftreten nicht stattfinden würde, da Herr Kläger „erkrankt“ sei. Man hatte ihn, wie ich später erfuhr, am frühen Morgen sinnlos auf der Straße liegend gefunden. Das empfangene Honorar hatte dazu gedient, eine wüste, tolle Nacht zu durchkneipen.

Es ist viel darüber debattiert worden, ob nicht auf die eine oder andre Art, sei es durch Milde, sei es durch Zwangsmaßregeln, dem Unglücklichen zu helfen gewesen wäre. Leider muß diese Frage entschieden verneint werden. Von seiner Familie wie von seinen vielen Freunden, Gönnern und Bekannten ist das Äußerste versucht und gethan worden, aber alles scheiterte an einer Verirrung, der er sich nicht mehr zu entziehen vermochte, die ihm Lebensbedürfnis war, und die ihn aus dem Fenster trieb, wenn man ihn hinter der Thür gefangen hielt.

Ich selbst hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß auch die wohlwollendsten Absichten seiner nächsten Angehörigen dem Alkohol geopfert wurden. Auf seine dringende Bitte sandte ihm einer seiner Schwiegersöhne nach Bernburg nebst einigen Kassenscheinen eine Kiste mit wohlerhaltenen Kleidungsstücken aller Art, worunter sich auch ein Überrock von einer sehr kenntlichen, hellbraunen Farbe befand, der uns oft zu kleinen Scherzen Veranlassung gegeben hatte. Als ich nun einige Monate später Bernburg besuchte und in den Straßen herumschlenderte, gewahrte ich an dem Fenster eines Trödlers den bewußten Überrock, der mir sofort wieder in die Augen fiel. Die Neugier trieb mich in den Laden, und während ich eine Kleinigkeit kaufte, erfuhr ich von der gesprächigen Verkäuferin, daß Herr Kläger im dortigen Sommertheater gastiert, daß es ihm aber sehr schlecht ergangen sei, da er immer betrunken war. Sie selbst habe ihm eine Kiste mit Kleidungsstücken, die er ihr direkt von der Post zum Kauf angeboten, und zu der auch der Rock in der Auslage

gehöre, abgekauft. Aber bei dem Trunkenbold, meinte sie, sei es schade um das schöne Geld gewesen, das doch nur in Branntwein aufgegangen wäre. Nachdem man ihn wiederholt, wie leblos auf der Straße gefunden, habe dann die Behörde für sein Fortkommen gesorgt. — — — — — — — — — — — —

Unter den vielfachen Anekdoten, die über ihn im Umlauf sind, wird in allen Variationen jene erzählt, in der Kläger, als er im alten Leipziger Stadttheater engagiert war, in der Rolle des „Geßler“ in „Wilhelm Tell“ ebenfalls im höchsten Stadium der Betrunkenheit die Bühne betreten habe.

Ich teile sie hier so mit, wie ich sie aus dem Munde der Frau Dr. Günther-Bachmann, welche in dieser Vorstellung mit beschäftigt war, gehört habe.

Nach dem ersten Akt von „Wilhelm Tell“ bemerkte der Garderobier, daß Herr Kläger, welcher den „Geßler“ zu spielen hatte, noch nicht im Theater sei und machte seine Anzeige bei dem diensthuenden Regisseur. Man suchte sofort nach ihm und fand den Künstler endlich im Hotel de Pologne, dem Theater gegenüber, leider aber nicht mehr in nüchterner Verfassung. Man führte ihn in die Garderobe, kleidete ihn an und vertraute, wie schon so oft, der Wirkung des Lampenlichts, denn es ist eine alte, bewährte Erfahrung, daß die grelle Beleuchtung, welche von den Rampen, den Kulissen und Soffiten einem Betrunkenen plötzlich in die Augen schießt, vorteilhaft belebt und entnüchternd wirkt.

Dies war auch an jenem Abend insoweit der Fall, daß der grimme Landvogt, sein gutes Schwert als feste Stütze, wenn auch sehr mühsam und recht gedehnt, seine Rolle durchzuführen vermochte. Alle Befürchtungen, die man auf der Bühne und hinter den Kulissen gehegt, schienen völlig beseitigt, als etwas

Unerwartetes eintrat. Jeder Betrunkene ist, wie man wiederholt beobachtet hat, sehr leicht der Rührung zugänglich; dies war auch hier der Fall.

Als „Tell“ (Herr Marder) auf den grausamen Befehl des „Landvogts“, den Apfel von des Knaben Kopf zu schießen, entsetzt in die Worte ausbricht:

„Herr — welches Ungeheure sinnet Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn — verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!“

Da zuckte es schmerzlich-weinerlich um Geßlers Lippen. Doch raffte er sich noch auf zu den Worten, die ihm der Souffleur zuschrie:

„Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.“

Als aber „Tell“ darauf entgegnet:

„Ich soll mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? Eher sterb' ich!“

rannen dicke Thränen über des Landvogts Wangen in den Bart, und statt den Befehl nach dem Text zu wiederholen, rief er schluchzend:

„Schieß nicht, Tell, schieß nicht!“

„Tell“, im höchsten Grade außer sich, fiel ihm rasch ins Wort, um das Gehörte zu verdecken und begann mit seiner nächsten Rede, die in dieser Bestürzung und Erregung allerdings doppelt ergreifen mußte:

„Ich soll der Mörder werden meines Kinds?
Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen!“

Nun war's aus! Geßler war durch diesen Appell an das Vaterherz in ein Stadium der Rührseligkeit versetzt, welches unmöglich zu beseitigen oder zu verdecken ging. Nur mit Mühe konnte ihn „Rudolf der Harras" davon abhalten, dem Tell die Hand zu schütteln, und unter den fortwährend mit Schluchzen wiederholten Worten: „Schieß nicht, Tell!" mußte der Vorhang fallen.

Frau Günther-Bachmann erzählte, daß sie ein ähnliches Lachen, untermischt mit Zischen und Pfeifen, nie wieder im Theater gehört habe, und in der That ist die Idee eines gerührten Geßler etwas nie Dagewesenes! — Das Publikum dieses Abends wurde für die unterbrochene Vorstellung durch die Einschiebung von Goethes „Geschwister" entschädigt.

X.

Eine Theatermutter und Vater Tanne.

Die Turmuhr der alten Katharinenkirche zu Fr. verkündete in trägen, langsamen Schlägen die neunte Morgenstunde und ebenso langsam und träge erschienen nach und nach die Beamten des Stadttheaters in ihren Büreaus und der Kasse, wo bereits der alte Theaterdiener Schiebelmann, im Verein mit seiner noch älteren Lebensgefährtin, alles sauber geordnet und die Stühle, Pulte und Schränke abgestäubt hatte. — Jeder der Eintretenden richtete seinen Blick zunächst auf eine geschlossene, mit grünen Gardinen verhängte große Glasthür, welche in das Privatzimmer der Direktion und von dort in dessen Familienwohnung führte.

Schiebelmann verstand diese Blicke, denn er beruhigte die Angekommenen mit den Worten: „Der Alte schläft noch, meine Herren, ist erst mit dem Nachtzuge von W... zurückgekommen."

Man durfte sich nun mit größter Gemütlichkeit seinen Beschäftigungen zuwenden und dabei plaudern, ohne befürchten zu müssen, daß hinter der grünen Gardine das spähende Auge des Direktors wachte. Im übrigen war im Augenblick die „Sauregurkenzeit" für das Theater — wir befinden uns am Ende des August — und deshalb die Arbeit nicht außergwöhnlich groß.

Der Kassierer, Herr Becker, hatte das dicke Hauptbuch aufgeschlagen, um die gestrige Einnahme zu registrieren:

„Freitag den 28. August 1884, zur Feier von Goethes Geburtstag, Egmont. Einnahme 176 Mark 20 Pfennige! — Was sagen Sie dazu, meine Herren?“ wandte er sich an den Büreauvorsteher und den Sekretär, der auch zugleich als Bibliothekar fungierte. „Ist das erhört? Man schämt sich, solche Einnahmen buchen zu müssen!“

„Aber bei der entsetzlichen Hitze war es wirklich ein Opfer für das Publikum, den ‚Egmont‘ zu genießen“, entschuldigte der Sekretär, indem er vor einem kleinen Handspiegel die Defekte seines Haarwuchses zu verdecken suchte.

„Das ist es nicht, meine Herren“, flüsterte geheimnisvoll Schiebelmann, indem er dicht an das Gitter trat, hinter dem sich die Pulte der Arbeitenden befanden. „Wir wissen es besser.“

Schiebelmann hatte die Angewohnheit, geschäftlich immer in der Mehrzahl zu sprechen.

„Nun, was ist sonst daran schuld?“ fragten alle drei. „Heraus damit!“

Schiebelmann sah sich um und flüsterte wie vorhin, „wir haben keine erste Liebhaberin, die ‚zieht‘. Das Publikum, namentlich die Herren, mögen Fräulein von Zobelspitz nicht, sie ist ihnen zu wenig hübsch und — zu alt.“

„Ums Himmels willen, Schiebelmann“, lachte der Büreauchef, „lassen Sie das die Mutter nicht hören, die kratzt Ihnen die Augen aus!“

„Ach die alte — — —“, brummte Schiebelmann.

„Aber wir haben ja noch eine erste Liebhaberin, warum beschäftigt die der Regisseur so wenig?“ fragte der Sekretär.

„Sie meinen unsre Lina Lamm? Hm! Das ist auch man so — so! Die ist nicht Fisch und nicht Fleisch; zwar nicht alt, aber auch nicht jung, und wo sie geht und steht, hat sie hinter sich ihren Vater mit seiner Affenliebe, den ‚Vater Tanne‘, wie sie ihn nennen.“

Alle lachten.

„Schiebelmann, Ihr seit recht boshaft, man merkt, wo die Trinkgelder für Euch ausbleiben.“

„O, nein, meine Herren, glauben Sie das nicht“, entgegnete Schiebelmann, plötzlich ernst und würdevoll, „mir liegt das Wohl unsres Theaters am Herzen. Seit 32 Jahren bin ich hier auf meinem Posten und habe gute und schlimme Zeiten, glänzende und — faule mit durchgemacht. Unser Publikum kann für sein schweres Geld Ansprüche machen, und wir haben uns in puncto puncti nie lumpen lassen. Wir haben für die Primadonna und den ersten Tenor, und für den ersten Liebhaber und besonders die erste Liebhaberin stets nur Berühmtheiten gehabt, und die großen Gagen haben sich zehnfach verzinst. Denken Sie an die — — —“

„Guten Morgen, meine Herren!“ unterbrach eine klangvolle, helle Stimme den Redner, und näher trat Herr Stägener, der erste Liebhaber und Bonvivant der Bühne, eine schöne, stattliche Persönlichkeit, gekleidet in einen eleganten Sommeranzug, den er so leicht und sicher trug, wie ein Vogel seine Federn. Alle begrüßten ihn in herzlicher Weise, denn Stägener war seines freundlichen Wesens und seines offenen, biederen Charakters wegen überall beliebt.

„Ei, der tausend, unser Veilchenfresser!“ rief der Kassierer, „was führt Sie so früh hierher?“

„Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, verließ ich das geliebte Bett“, erwiderte er seufzend. „Ich erhielt dies Telegramm; soll heute und morgen in M. gastieren — anständiges Honorar. — Ist mitzunehmen in so teurer Zeit! — Umgehend Drahtantwort. — Brauche Urlaub. — Ist der Alte schon drin?“

„Noch nicht!“ erwiderte Schiebelmann, „Urlaub wollen Sie? und gleich für Morgen mit? können wir unmöglich geben. Die heutige Oper wackelt.“

„Schiebelmann!“ rief Stägener im tragikomischen Tone,

„Sie könnten so unmenschlich sein und es mir abschlagen? — Bedenken Sie doch, alter Freund, der Erste ist vor der Thür und — wir brauchen Geld. Auch für Sie wird diese Blume blühen!“ — Damit nickte er ihm zärtlich zu und machte die Pantomime des Geldzählens.

Schiebelmann schmunzelte und sagte: „Ihnen, Sie Spaßvogel, kann man nichts abschlagen. Na, werde schon mein Möglichstes thun beim Alten. — Preziosa steht ja fest für morgen.“

„O, Dank, Schiebelmann, tausend Dank!“ rief Stägener und drückte den alten Theaterdiener in der beliebten theatralischen Manier von rechts nach links und von links nach rechts an seine Brust. „Nun rasch zum Telegraphenamt! — Wenn etwas vorfallen sollte, Schiebelmann, ich wohne in M. im Hotel de l'Europe. Guten Morgen, meine Herren! — Welche Lust gewährt das Reisen ꝛc.“ Damit verließ er trällernd das Zimmer.

„Ein prächtiger Mensch, unser Stägener!“ rief der Sekretär.

„So müßte das ganze Personal sein!“ stimmte der Büreauchef bei.

„Und besonders die Zobelspitz“, brummte Schiebelmann.

Das Büreau war inzwischen von Ab- und Zugehenden besucht, die geschäftlich an der Kasse und im Sekretariat verkehrten.

Plötzlich ertönte eine helle Glocke im Direktionszimmer. Alles kam in Bewegung. Schiebelmann nahm eiligst die eingegangenen Briefe, Zeitungen und Manuskripte, fuhr mit den Fingern durch das struppige Haar, daß es hoch, wie ein Hahnenkamm stand, und ging hinein.

Der Direktor, eine kleine, ziemlich unbedeutende, aber energische Gestalt, mit blondem Haar und wasserblauen Augen, die er im rechten Augenblick sehr zu verwerten verstand, und schmalen, blassen Lippen, saß an einem langen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch, an welchem gewöhnlich die Konferenzen mit den Regisseuren und musikalischen Dirigenten abgehalten wurden.

Die Wände des Zimmers waren bedeckt mit Lithographien berühmter Künstler, die sämtlich mit den schmeichelhaftesten, oft sehr ekstatischen Widmungen für den „lieben", „hochverehrten" Direktor versehen waren. Ein mit Korduanleder bezogenes Sofa und mehrere ebensolche Lehnstühle sowie ein Schrank von geschnitztem Eichenholz, auf dem eine Stutzuhr stand, bildeten das ganze Meublement des durch grüne Vorhänge verdunkelten und durch dicke Teppiche gedämpften Raumes.

Mit freundlichem Morgengruß und strahlendem Gesicht trat Schiebelmann ein, breitete die Einläufe auf dem Tische aus, und während der Direktor sie flüchtig las, auch hier und da mit dem Rotstift eine Randbemerkung machte, stattete der erstere seinen Rapport ab:

„Hier, vom Herrn Rendanten der Beleg unsrer gestrigen Einnahme."

Der Direktor durchflog rasch das Papier, schüttelte den Kopf und rief heftig: „Und da macht mir die Presse Vorwürfe, daß ich zu wenig die Klassiker kultiviere! — Aber das Parterre und die oberen Ränge sollen doch, wie mir meine Frau sagte, gut besucht gewesen sein?"

„Freiberger, Herr Direktor, lauter Freiberger! Wenn die Zobelspitz das ‚Klärchen' spielt — was wir hier noch von der Seebach — —"

„Lassen wir das!" rief verdrießlich der Chef. „Berichten Sie weiter!"

Schiebelmann, der bei dieser Gelegenheit gern seinen geheimen Groll gegen die Zobelspitz losgelassen hätte, fuhr fort: „Herr Stägener war soeben hier. Er hat einen sehr schmeichelhaften und ehrenvollen Gastspielantrag nach M. erhalten und bittet den Herrn Direktor, ihn dazu für heute und morgen zu beurlauben."

„Nichts da! Der Sekretär soll ihm sofort schreiben, daß der Urlaub nicht bewilligt werden könnte."

„Hm! — Das wird ihn schwer treffen", erwiderte Schiebelmann sehr ruhig. „Als ich ihm sagte, daß Sie noch nicht zu sprechen wären — und doch die telegraphische Rückantwort drängte — da — da wollte er sich an den Vorstand des Komitees wenden — —"

„Wie?"

„Ja — an Dr. Blumberger."

Der Direktor wurde dunkelrot und sprang auf. Er stand mit dem Komitee nicht auf dem besten Fuße, namentlich nicht mit Dr. Blumberger. Beide ergriffen jede Gelegenheit, sich offen zu sagen, „wie lieb sie einander hätten."

„Ich bin Direktor!" rief er heftig. „Ich habe hier zu bestimmen, sonst niemand!"

„Das weiß auch Herr Stägener", sagte mit immer gleicher Ruhe der diplomatische Schiebelmann, „aber in diesem Falle? — Es ist nämlich eine Festvorstellung in M. für den Großherzog, in der Herr Stägener mitwirken soll."

„Eine Festvorstellung?"

„Hm! — und was wir jetzt abschlagen, das wird das Komitee vielleicht aus — höheren Rücksichten gewähren müssen, und wir sind nachher die Blamierten. — Außerdem haben wir doch manche Gefälligkeiten von der Intendanz drüben in M. erhalten." — Der Direktor wurde nachdenklich und setzte sich wieder.

„Und dann, Herr Direktor, ist es doch ehrenvoll für unser Theater", fuhr Schiebelmann unbeirrt fort, „daß unser so verdienstvoller und angestrengter Herr Stägener — — Denken Sie, Herr Direktor, er hat in diesem Monat an 18 Abenden gespielt!"

„Es ist wahr, Schiebelmann, daran dachte ich nicht. Ein so fleißiges und stets bereitwilliges Mitglied verdient, eine Aufmunterung zu erhalten. — Hm! — Ich gewähre ihm den

Urlaub — ich! sagen Sie ihm das, und auf der Stelle, ehe er zum Blumberger läuft."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, in seinem Namen!" entgegnete der schlaue Schiebelmann mit schwer zu unterdrückender Schalkhaftigkeit. „Ach, Sie sind doch zu gut!"

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, rief ihn der Direktor, der einen neuen Brief geöffnet, zurück: „Warten Sie, Schiebelmann! Ich finde hier eben ein Schreiben des Dr. von W., dessen neues Drama die Wintersaison eröffnen soll und von dem wir uns alle, wie Sie wissen, den größten Erfolg versprechen. — Wenn Sie zu Stägener gehen, so fragen Sie auch im Hotel de Russie an, wann dem Herrn von W. mein Besuch angenehm sein würde?"

„Sehr wohl, Herr Direktor." — Schiebelmann hatte das Zimmer kaum verlassen, als er auch schon wieder eilig zurückkam und den Dr. von W. meldete, der bereits im Vorzimmer wartete.

Der Direktor erhob sich und empfing den Besuch mit auszeichnender Artigkeit.

„Sie beschämen mich, mein verehrter Herr Doktor, indem Sie mir zuvorkommen. Soeben sollte mich mein Diener bei Ihnen anmelden."

Damit nahm er dem Eintretenden Hut und Stock ab und führte ihn zum Sofa.

Dr. von W. machte mehr den Eindruck eines Büreaukraten als den eines Poeten. Seine ganze Erscheinung, bis auf die Brillengläser, hatte eher etwas Bürgerlich-Solides.

„Schon gestern bin ich auf der Rückreise von C. hier eingetroffen", begann er, indem er langsam die Handschuhe abstreifte, „und wollte meine Anwesenheit benutzen, die Besetzung meines Stückes mit Ihnen zu besprechen. Wenn ich auch so glücklich war, mit meinen dramatischen Arbeiten bereits längst auf den ersten Bühnen die schönsten Erfolge verzeichnen zu können, so war mir doch — eigentümlicherweise! — versagt, hier aufgeführt

zu werden." — Er sprach den letzten Satz zwar lächelnd, aber mit einer bitteren, vorwurfsvollen Betonung. „Sie begreifen also, daß mir, dem Debütanten, daran liegen muß, so glänzend als möglich eingeführt zu werden."

Der Direktor hatte während dieser Rede Wein und Zigarren aus dem Schrank geholt und präsentierte beides seinem Gast, indem er that, als wenn er den Vorwurf überhört hätte.

„Nehmen Sie die Versicherung, Herr Doktor, daß alles geschehen wird, dem Stück eine würdige Aufführung zu bereiten, um so mehr, als ich auch so egoistisch bin, für mich damit auf Kassenerfolge zu rechnen. — Im Verein mit meinem Regisseur habe ich mir die Besetzung ungefähr so gedacht" — er reichte ihm ein großes Buch, welches bereits aufgeschlagen auf dem grünen Tische lag.

Dr. von W. überflog rasch die beschriebenen Seiten und deutete dann plötzlich mit dem Finger auf einen Namen.

„Sehen Sie, das war es, was ich fürchtete, was mich herführt. Das geht nicht!"

Der Direktor beugte sich über das Buch und las: „Jutta — Fräulein von Zobelspitz." — „Ich habe die Dame", fuhr Herr von W. fort, „die ja im älteren Fache sehr verdienstvoll sein mag" — der Direktor hustete hier eigentümlich — „auf der Hinreise nach Bad E. als ‚Luise' in ‚Kabale und Liebe' und gestern auf meiner Rückreise von dort als ‚Klärchen' im ‚Egmont' gesehen und protestiere hiernach entschieden dagegen, die weibliche Hauptrolle meines Dramas von dieser Dame dargestellt zu sehen."

Der Direktor blickte in sein Glas und lächelte.

„Das wird nicht zu ändern gehen, denn das Fräulein ist bereits im Besitz der Rolle und beim Theater gelten des Dichters Worte ganz besonders: ‚Sei im Besitze und du bist im Recht!'"

„So nehmen Sie ihr, kraft Ihrer Autorität, die Rolle wieder ab."

„Abnehmen!?" Der Direktor sah ihn groß an. „Man

sieht, daß Sie die Zobelspitz nicht kennen, besonders nicht ihre Mutter!“

„Die Mutter?“ rief erstaunt der Doktor. „Was hat die Mutter dabei zu thun?“

„Ich beneide Sie, mein lieber Herr Doktor, um Ihre kindliche Unerfahrenheit im Bühnenleben. Wissen Sie nicht“, sagte er seufzend, „was eine Theatermutter ist? und speziell diese?“

„Nein; vielleicht erhalte ich durch Ihre Güte eine Belehrung, die dem Theaterdichter einmal nützlich sein könnte.“

„Noch mehr, ich gebe Ihnen eine flüchtige biographische Skizze von Mutter und Tochter, die ich zufällig einem Freunde verdanke, und die besser als alles meine Worte erklärt.“

Nachdem er die Gläser wieder gefüllt und die Zigarren angezündet waren, begann der Direktor:

„Frau von Zobelspitz, aus einer kleinbürgerlichen Familie stammend, heiratete einen Herrn von Zobelspitz, Offizier, den sie nach einer kurzen, aber keineswegs glücklichen Ehe als Hauptmann auf dem Schlachtfelde verlor. Die kleine Pension reichte nicht hin, die Ansprüche der Witwe und ihrer Tochter, da sie keinen Nebenerwerb hatten, zu decken. Beider Bildung und Fähigkeiten waren unter Null, und während sich Adelgunde zu Hause, auf dem Diwan ruhend, in eine Welt von krankhaften, überspannten Gefühlen einlebte, wie man sie in billigen, seichten Romanen, in Wochenblättern und Sonntagsbeilagen findet, antichambrierte die Mutter bei einflußreichen Persönlichkeiten, um Unterstützungen zu erhalten, die man der Witwe eines, „auf dem Felde der Ehre gefallenen Offiziers“ — so begannen alle ihre Petitionen — sowie ihrem altadligen Namen, meist gewährte. Unter diesen hohen Gönnern befand sich obenan Ihre Majestät die Königin.

Nachdem Adelgunde in diesem trägen, orientalischen Leben bereits das 22. Jahr erreicht, erwachte plötzlich in ihr eine verspätete, krampfhafte Leidenschaft für das Theater. Es war wohl

weniger wahre Liebe zur Kunst, als der lockende, phantastische Hintergrund, der sie anzog, und die Mutter, welche in den Zeitungen stets von den glänzenden Honoraren der Künstler gelesen, die bereits am Horizont die Dollar und Rubel wie Sterne flimmern sah, gab freudig ihre Zustimmung.

Durch die erwähnte hohe Protektorin wurde die Aufnahme in eine Theaterakademie und später die Ausstattung einer glänzenden Theatergarderobe bestritten, und so trat Adelgunde denn nach einem zweijährigen Studium ihr erstes Engagement an. Obwohl nicht ohne Talent, stellte sich doch gleich anfangs zweierlei ihrer Karriere hindernd entgegen. Sie sieht erstens ihrer Mutter auffallend ähnlich, und dieser ist leider der „Schönheit eitles Gut“ nicht zu teil geworden. — Dann aber begann sie in einem Alter ihre Laufbahn, in dem andre bereits große Erfolge zu verzeichnen hatten, und schließlich besitzt sie eins von jenen Gesichtern, die das blendende Gaslicht nicht verschönert.

Um nun jedes Defizit zu decken, trat überall paralysierend die Mutter, welche von früherher mit den Wegen über die Hintertreppen vertraut war und den Rummel verstand, für die Tochter ein. Sie belagerte die Redaktionszimmer, erschien bei den Berichterstattern, bei einflußreichen Persönlichkeiten, ja, während der Vorstellungen im Theater, mitten im Publikum und machte Propaganda für das — Kind. Viele fanden das rührend, andre wieder lachten über die „Theatermutter“, welche durch dies Gebaren die Tochter kompromittierte und bald — unmöglich machte.

Als Mutter und Tochter vor sechs Monaten zu uns nach Fr. kamen, wo die letztere im Stadttheater ein Gastspiel auf Engagement abgeschlossen, geschah dies mit einem verblüffenden Apparat von Vorbereitungen. Im vornehmsten Hotel abgestiegen, fuhren Mutter und Tochter, einen reich gallonierten Diener neben dem Kutscher, zu dem Höchstkommandierenden

von Fr., zum Oberpräsidenten, zu den Konsuln, zum Vorstand des Offizierkasinos, zu dem gesamten Theaterkomitee 2c. 2c. und überall wurden Empfehlungsbriefe — wie ich erfuhr, selbst von fürstlichen Persönlichkeiten — und elegante, mit einer Freiherrnkrone geschmückte Karten abgegeben. — Bevor die Dame noch öffentlich aufgetreten, hatte die Mutter das Terrain für sie geebnet. Die halbe Stadt war in Bewegung. Die Schaufenster unsrer Kunsthandlungen zeigten ihr Bild, natürlich idealisiert, in den phantastischsten Stellungen, und die Trommel der Reklame schlug ihre lautesten Wirbel. — Die rührendste davon war die, daß „die arme Waise auf dem Schlachtfelde, den sterbenden Vater, unter den Kugeln von Königgrätz, in den Armen gehalten habe!"

„Nun — und der Erfolg ihres Auftretens, wie war der?" fragte gespannt Dr. von W.

„Glänzend, wie Sie wohl denken können! Ein vollständig ausverkauftes Haus, im Parkett die Offiziere unsrer Garnison, in den Logen die Elite unsres Publikums, empfing die Debütantin und überschüttete während des ganzen Abends ihre Darstellung mit größtem Beifall. Selbst Blumen fehlten nicht. — Auf dringenden Wunsch des Theaterkomitees, das diesen Phönix, diesen Kassenmagnet, zu verlieren fürchtete, unterzeichnete sie schon am nächsten Morgen mit ihrer Mutter den Kontrakt. Die letztere unterzeichnete sich mit für die unmündige Tochter."

„Unmündige?!" lachte der Doktor laut auf.

„Wie ich Ihnen sage; so steht es von ihrer Hand im Kontrakt geschrieben. — Übrigens spricht die Mutter auch stets nur von dem ‚Kind', dem ‚Töchterchen' und ergeht sich in den jugendlichsten und zärtlichsten Diminutiven, denen aber leider Adelgundens Äußeres absolut nicht entsprechen will oder kann. Ihre schwache Seite ist ihr Alter. Sie hat einen großen Widerwillen gegen jede Anspielung auf ihre Jahre und ist erbittert über die gegenwärtige Volkszählung.

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick an und brachen dann à tempo in schallendes Gelächter aus.

„Mein lieber Direktor", sagte Herr von W., „ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, für die Bekanntschaft einer Spezies von Theaterdamen, von deren Vorhandensein ich bisher keine Ahnung hatte. — Aber glaubt denn die Mutter in Wirklichkeit an die ungewöhnlichen Eigenschaften ihrer Tochter?"

„Ganz gewiß", entgegnete der Direktor. „Sie kennen ja das Sprichwort: ‚Jede Eule in der Welt, ihr Junges für das schönste hält'. — Aber nun kommt eine Humoreske, welche Sie ganz besonders amüsieren wird. Frau von Zobelspitz, die Theatermutter, sah sich in ihrer theatermütterlichen Wirksamkeit beeinträchtigt, denn sie fand bei ihrem Erscheinen am hiesigen Theater ein Pendant, einen Theatervater, dem man allgemein den Spitznamen ‚Vater Tanne' gegeben hat."

„Vater Tanne?"

„Ja, nach der bekannten lustigen Posse: ‚Der Vater der Debütantin', welche in früheren Jahren durch Beckmanns unübertroffene Darstellung überall, selbst auf dem Hofburgtheater, gegeben wurde. Darin kommt ein alter Schauspieler, ‚Tanne' genannt, vor, dessen Tochter sich der Bühne widmen will, und der durch tausend ergötzliche Manipulationen und Intrigen alle Hindernisse beseitigt und ihr erstes Debüt erzwingt. — Unser Tanne führt im bürgerlichen Leben den Namen ‚Lamm' und seine Tochter Lina, meine erste Liebhaberin, ist ein wirklich ausgezeichnetes Talent."

„Ich weiß", nickte Herr von W., „ich habe sie als ‚Lady Milford' gesehen."

„Vater Tanne und die Theatermutter standen sich nun eifersüchtig gegenüber, wie auf einem Jahrmarkt zwei Kaufleute, die beide gleiche Waren führen und durch deren Anpreisung sich gegenseitig zu überbieten suchen. — Beider Töchter spielen dasselbe Rollengenre, und um den leider oft gestörten Frieden

zu erhalten, sah ich mich genötigt, das Alternieren unter den Damen einzuführen. Übrigens ist der alte Lamm, im Gegensatz zu Frau von Zobelspitz, ein äußerst gebildeter Mann, der auf eine künstlerische Vergangenheit zurückblickt und seiner Tochter eine gute Erziehung angedeihen ließ. — Leider hat Lina in frühster Jugend schon ihre Mutter verloren und das beständige Alleinsein mit dem etwas hypochondrischen Vater, seine Überwachung, das fortwährende Abschließen von jedem gesellschaftlichen Verkehr, namentlich junger Leute, hat sie kühl, fast eisig gestaltet. Sie hat zu wenig Blut in den Adern, um auch einmal ordentlich aufzubrausen."

„Sehen Sie, das ist es! Die Bemerkung habe auch ich gemacht!" rief Herr von W. „Die Ruhe einer ‚Antigone' würde ihr näher liegen als die Liebesraserei einer ‚Milford', und gerade deshalb muß ich als Autor darauf bestehen, die edel und ruhig gehaltene Heldin meines Stückes von Fräulein Lamm dargestellt zu sehen!"

Der Direktor erhob sich und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Sie kennen die Dame nicht, verehrter Herr Doktor. Die Rolle ist auf Vorschlag des Regisseurs dem Fräulein von Zobelspitz zugeteilt worden, sie scheint ihr große Freude zu machen, denn wie mir die Mutter mitgeteilt, läßt sich ‚Gundelchen' dazu zwei neue, prachtvolle Roben anfertigen. Da sie außerdem erfahren, daß sich ‚Vater Tanne' über die seiner Tochter zugesandte Rolle der ‚Gertrud' bitter beklagte, so ist die ihrige dadurch natürlich im Preise unschätzbar geworden."

Dr. von W. hatte sich ebenfalls erhoben. Er überlegte, wie man am friedlichsten die sehr kritische Angelegenheit nach seinem Wunsche ordnen könne. Das Stück sollte in Fr. seine erste Aufführung erleben und deshalb war die Besorgnis über die Ungewißheit seines Debüts und die Benutzung jeder nur möglichen günstigen Chance dem Dichter wohl zu verzeihen. Er

war fest entschlossen, die Partie der „Jutta“ in jedem Falle durch Lina Lamm darstellen zu lassen. Es handelte sich jetzt darum, den Fehler des Regisseurs zu korrigieren und ohne gewaltsames Vorgehen die Rolle mit List und Schlauheit von Fräulein von Zobelspitz zurückzuerobern.

„Haben Sie das Manuskript meines Stückes bei der Hand?“

„Gewiß.“ Er klingelte und Schiebelmann trat ein, dem er leise einen Auftrag gab. Hierauf wandte sich dieser dem Herrn von W. zu, der sinnend am Fenster stand und sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich sollte fragen, wann Sie in ihrem Hotel zu sprechen wären?“

Herr von W. drehte sich erstaunt um, denn er hatte in Fr. weder Freunde noch Bekannte.

„Und wer wünscht das zu wissen?“

„Frau von Zobelspitz; sie wartet draußen im Büreau.“

Die Herren sahen sich an und lachten, und der Spitzbube Schiebelmann, der sie verstand, lachte mit.

Nach einer kleinen Pause rief entschlossen der Doktor: „Ich will sie sprechen und gleich hier, vielleicht bin ich so glücklich, mich mit ihr verständigen zu können. Bitten Sie die Dame, hier einzutreten — natürlich mit Ihrer Genehmigung Herr Direktor?“

„O, bitte, sans gêne, aber mir gestatten Sie wohl, mich salvieren zu dürfen?“

„Mir ganz recht“, erwiderte der Doktor lachend, „denn eine Zeuge könnte mich doch vielleicht bei diesem tête-à-tête genieren. — Und Sie, Herr — — —?“

„Schiebelmann, ich heiße Schiebelmann, und bin Theaterdiener!“

„Also — Herr Schiebelmann, bitte, lassen Sie die Dame eintreten und bringen Sie mir dann das Manuskript.“

Schiebelmann verließ das Zimmer, während der Direktor zu gleicher Zeit eine seitwärts befindliche Portiere hob, welche den Eingang zu seiner Privatwohnung verhüllte und indem er

dort verschwand, wünschte er noch lachend dem Doktor besten Erfolg in seinem „Kampf mit dem Drachen!“

Durch seine Mitteilungen hatte der Direktor so wirksam vorgearbeitet, daß Herr von W. jetzt mit einer gewissen Spannung und Neugierde auf die Eingangsthür blickte, durch welche, von Schiebelmann zeremoniös geöffnet, Frau von Zobelspitz eintrat. Trotz des heißen Augusttages, dem diese Kleidung wenig entsprach, war sie dicht verschleiert und in schwarze, schwere Seide gekleidet.

Sie wartete ruhig, bis Schiebelmann dem Doktor das Manuskript überreicht und sich entfernt hatte, dann trat sie vor, warf mit der Bewegung einer „Turandot“ den Schleier zurück und präsentierte sich mit den Worten: „Ich bin die Mutter der Zobelspitz!“

Was Herr von W. jetzt erblickte, hatte allerdings mit den sinnverwirrenden Reizen einer „Turandot“ keine Ähnlichkeit. Die mittelgroße Figur, mit dem spitzen, durchfurchten Gesicht, in dem sich eine scharfe Habichtsnase markant abhob, die kleinen, stechenden Augen und ein allerliebstes schwarzes Schnurrbärtchen auf der Lippe — so glich sie eher einem von jenen alternden Generalen, die nach zwölfjähriger Dienstzeit in die Reserve übertreten. Die Dame hatte überhaupt etwas Soldatisch-Strammes in ihrem ganzen Auftreten, vielleicht die Nachwirkung ihrer militärischen Ehe. Unendlich komisch wirkte in der Unterhaltung eine nervöse Angewohnheit der Frau von Zobelspitz. Sobald sie nämlich eine Rede beendet hatte, zog sie die Nase kraus und betrachtete den erhobenen Daumen ihrer linken Hand. Der Zuschauer wurde dadurch unwillkürlich veranlaßt, den eignen Daumen ebenfalls zu betrachten.

Herr von W. hatte sie in liebenswürdigster Weise eingeladen, auf dem Sofa Platz zu nehmen und sich dann ihr gegenüber in einem Fauteuil niedergelassen. Er zog es vor, erst zu hören, bevor er seinen Angriff wagte.

Nachdem Frau von Zobelspitz sich einige Male geräuspert, begann sie mit einer Stimme, die ebenfalls den Timbre eines alten Militärs hatte: „Mein Töchterchen, meine Adelgunde, hat erfahren, daß Sie, verehrter Herr Doktor, anwesend, und da sie in Ihrem berühmten Drama eine Prachtrolle spielen wird, so schickt sie mich ab — Gott, das Kind ist noch so schüchtern — um Sie zu bitten, ihr doch eine Unterredung zu bewilligen. Sie möchte sich so gern mit Ihnen über die schwere Aufgabe beraten und würde Ihnen für jeden Wink unendlich dankbar sein."

Herr von W. verbeugte sich schweigend.

„Wenn ich nicht irre", fuhr sie fort, „so habe ich Sie gestern abend bereits im Theater, im ersten Range links, Loge Nr. 4, gesehen? wie?"

„Allerdings", entgegnete der Doktor, verwundert über diese genauen Details, „ich habe der Vorstellung beigewohnt."

„O, dann werden Sie auch Ihre Freude an meinem Kinde gehabt haben, die als ‚Klärchen' wieder alles entzückt hat! — Wie? — Was?" — Die letzten Worte klangen fast wie eine Drohung. Herr von W. ließ zögernd ein sehr gedehntes „Hm!" hören, das sich verschieden auslegen ließ. Frau von Zobelspitz nahm es sofort als eine Bejahung ihrer Frage:

„Also auch Ihnen hat mein Kind gefallen? Das ist mir mehr wert als alles. Sie können nun ungefähr ermessen, wie groß Adelgunde in Ihrem Stück dastehen wird!" Sie betrachtete eifrig wieder den Daumen und Herr von W. machte unwillkürlich das Manöver mit. Er kam sich dieser unverschämten Sicherheit gegenüber so winzig wie ein Zwerg vor. Endlich nahm er sich zusammen und steuerte auf sein Ziel los.

„Mir hat von Ihrer Fräulein Tochter die Volksszene, in welcher ‚Klärchen' die Bürger zur Befreiung ‚Egmonts' anruft, ausnehmend gefallen. Deshalb hege ich die Überzeugung, daß sie in meinem Stück die ebenso leidenschaftliche Rolle der ‚Gertrud' zu schönster Wirkung bringen wird."

Frau von Zobelspitz zog die Nase schärfer in die Höhe und betrachtete verwundert den Daumen.

„Die ‚Gertrud‘? Entschuldigen Sie, Herr Doktor, meine Tochter gibt die jüngere Partie, die ‚Jutta‘; die ‚Gertrud‘“, rief sie in wegwerfendem Tone, „hat man dem — Fräulein Lamm zugeteilt.“

„Die ‚Jutta‘ — Ihre Tochter?“ rief erstaunt Dr. von W. „Aber, gnädige Frau, das ist ja eine gänzlich verkehrte Besetzung. ‚Gertrud‘ ist mir die wichtigste Rolle des Stückes und muß von der künstlerischen Hingabe einer ersten Darstellerin getragen werden.“

Frau von Zobelspitz stutzte.

„Meine Adelgunde hat mir die Rolle vorgelesen und wir schwärmen beide dafür, sie meinte, sie wäre ihr auf den Leib geschrieben.“

„Auf den Leib geschrieben? Das habe ich jedenfalls nicht gethan“, entgegnete lachend Herr von W. „‚Gertrud‘ ist, wie schon gesagt, die Hauptpartie des Stückes, und es muß in meinem Interesse liegen, daß diese bedeutendere Rolle Ihrer Fräulein Tochter zugeteilt wird.“

„Ja — aber — wir haben bereits zwei neue Roben für die ‚Jutta‘ bestellt — — —“

„Die können Sie auch für die ‚Gertrud‘ verwenden.“

„Und dann — meine Tochter liebt leidenschaftlich Monolöge und in ihrer Rolle sind deren zwei, der eine am Erkerfenster, im Mondschein — —“

„Die wird eine Künstlerin, wie Fräulein Lamm, ebenso vortrefflich zu sprechen wissen!“ platzte der Doktor unbedacht heraus.

Bei Nennung dieses Namens, den ihre und der Tochter größte Feindin trug, stutzte Frau von Zobelspitz und erschien nun plötzlich wie umgewandelt.

Der „Verstellung schwere Kunst" war dem Doktor nicht gegeben. Der übergroße Eifer, mit dem er für den Wechsel der Rollen eintrat, mußte der Theatermutter verdächtig erscheinen. Da sie nach gewohnter Weise fortwährend auf dem qui vive stand, so witterte sie unbestimmt Intrigen gegen ihr armes Kind. Sie entsann sich plötzlich, daß der Regisseur, ein intimer Freund ihres Hauses, der doch das Stück genau kannte und besetzt hatte, ihr sagte: „Mit der ‚Jutta' schießt Adelgunde den Vogel ab."

Wie ein elektrischer Schlag fuhr ihr dies alles durch den Sinn. Den Doktor scharf fixierend, stand sie plötzlich auf und sagte in kaltem, verändertem Tone:

„Meine Tochter wird schwerlich geneigt sein, ihre Rolle abzugeben, um das zu spielen, was man einer — Lamm zugeteilt. Ich werde meiner Tochter Ihren Vorschlag mitteilen, und sie wird Ihnen darauf Antwort geben, aber wohl kaum in dem Sinne, wie Sie und — vielleicht noch andre", sie betonte das sehr stark, „sie wünschen möchten! Ich empfehle mich!"

Herr von W. wollte noch etwas sagen, aber sie hörte ihn nicht mehr an. Die Nase wieder stark kräuselnd und den Daumen grimmig betrachtend, verließ sie mit einer fast militärischen Verbeugung festen Schrittes das Zimmer.

Wie Peter am Kreuzweg stand der Doktor da und starrte noch lange mit wenig intelligenter Miene auf die grün verhängte Thür, durch welche die Theatermutter, die ihn so gründlich geschlagen, abmarschiert war.

Die Stimme des Direktors, der lachend hinter der Portiere hervorkam, entriß ihn seinen Betrachtungen.

„Nun? Habe ich Ihnen zu viel gesagt? — Jetzt können Sie sich ungefähr einen Begriff machen von den Mitteln, die ich anwenden muß, um zwischen den beiden Liebhaberinnen Frieden zu halten. Könnte ich persönlich mit den Damen verkehren, ich würde schon mit ihnen fertig werden, aber sie verschanzen sich hinter ihre schrecklichen Avantgarden, den ‚Vater Tanne'

und die ‚Mutter Zobelspitz', und gegen diese anzukämpfen bedarf es oft einer teuflischen List und Schlauheit."

Der Doktor bewahrte seine nachdenkliche Stellung und blätterte dabei in dem Manuskript, welches er noch immer in der Hand hielt.

„Glauben Sie mir", fuhr der Direktor fort, „es ist das Beste, wir lassen die Besetzung wie sie ist, und da ich selbst das Drama inszeniere, so werde ich es mir zur Pflicht machen, Ihren Intentionen in betreff der Darstellung, namentlich der ‚Jutta', möglichst nahe zu kommen."

Herr von W. hatte gar nicht auf ihn gehört. Ein plötzlicher Einfall schien seine Gedanken zu durchkreuzen. Seine Züge erheiterten sich und hastig auf den Direktor zutretend, rief er:

„Noch möchte ich ein letztes Mittel anwenden! Gestatten Sie mir, mein Stück heute noch — da ich mit dem Nachtzug Fr. verlassen muß — Ihrem Personal vorlesen zu dürfen?"

„Mit größtem Vergnügen! Es ist jetzt halb 11 Uhr. Setzen wir also die Vorlesung um 5 Uhr an. Ist Ihnen das genehm?"

„Gewiß."

„Doch glauben Sie damit Ihren Zweck zu erreichen?"

„Ich hoffe es. Zufällig führe ich bei mir den ersten Entwurf meines Stückes, in welchem die Rolle der ‚Jutta' viel älter gedacht ist, und als Mutter des ‚Junker Bernhard' bezeichnet wird. — Diese frühere Abfassung werde ich bei meiner heutigen Vorlesung einschieben und ich hoffe davon die beste Wirkung. — Das Manuskript meines Stückes ist doch den Mitgliedern noch nicht bekannt?"

„Noch nicht; ich ließ es bisher nicht zirkulieren, da es erst kopiert werden sollte."

„Das paßt vortrefflich in meinen Plan!" — Schiebelmann erschien und überreichte dem Doktor einen Brief. Während

dieser ihn öffnete und las, gab der Direktor dem Diener seine Befehle zum sofortigen Ansagen der Vorlesung des Herrn von W., worauf sich dieser schleunig entfernte.

„Hier ist ein neuer, schriftlicher Beweis, daß auf gütlicher Bahn mein Wunsch nicht erreicht wird", sagte der Doktor, indem er das Billet vorlas:

„Ew. Hochwohlgeboren

teile ich hierdurch ergebenst mit, daß ich unter keiner Bedingung die Rolle der ‚Jutta' abgeben werde! — Zugleich ist es mir schmerzlich, erfahren zu müssen, daß ein solcher verletzender Vorschlag gerade von Ihnen kommt, dem doch meine künstlerischen Fähigkeiten und die Tragweite meines Talentes bekannt waren. Nach der Aufführung Ihres Dramas werden Sie hoffentlich günstiger über mich urteilen. Bis dahin &c. &c.

Adelgunde von Zobelspitz."

„So, nun ist es entschieden!" rief Herr von W. „Ich nehme das Manuskript mit, um die nötigen Einschaltungen vorzunehmen. Also um 5 Uhr!"

„Ich werde mir erlauben, Sie aus Ihrem Hotel abzuholen."

Damit schieden die beiden Männer. Der eine mit fester Zuversicht des Gelingens, der andre kopfschüttelnd und zweifelnd.

Die Vorlesung fand im Salon des Direktors statt und erhielt dadurch, daß seine Gattin die Honneurs machte und Erfrischungen gereicht wurden, einen privaten und intimen Charakter. Die Mitglieder des Schauspiels — dem Dichter zu Ehren in festlicher Toilette — waren, soweit sie in dem Stücke beschäftigt, vollzählig vertreten, bis auf Herrn Stägener und den Regisseur, welche beide beurlaubt waren. Des letzteren Abwesenheit, der das Originalstück kannte, traf sich sehr erwünscht.

In der Nähe des Balkonfensters saß in duftiger Sommertoilette Fräulein Adelgunde von Zobelspitz mit einer Miene, welche

zeigte, daß sie fest entschlossen sei, um keinen Preis ihre Rolle zu opfern. — Wer die Dame so sah, der mußte staunen über die ins Jugendlüstre übersetzte, erschreckende Ähnlichkeit mit ihrer Mutter. Diese Ähnlichkeit war so frappant, daß man unwillkürlich auch die krause Nase und den erhobenen Daumen erwartete. Selbst das kleine Bärtchen auf der Oberlippe fehlte nicht.

Ihr gegenüber stand im Gespräch mit der Frau vom Hause Fräulein Lina Lamm, eine hohe, schlanke Gestalt, mit einem kalten, klassischen Gesicht, blondem Haar und klugen, grauen Augen. — Beide Rivalinnen, die so thaten, als ob sie einander nie gesehen, zeigten in ihrem Wesen bereits Altjüngferliches, Herbes.

„Vater Tanne" und die „Theatermutter" waren auf Veranlassung des Dichters und Vorlesers mit einer Einladung zu ihrem größten Schmerz nicht beehrt worden und mußten deshalb die armen Lämmchen ohne ihren gewichtigen Schutz und Beistand allein auf die steinige Weide gehen lassen.

Die Unterhaltung, welche in verschiedenen Gruppen sehr lebhaft geführt wurde, verstummte plötzlich, als der Direktor mit dem gefeierten Dichter erschien und diesem die Anwesenden vorgestellt wurden. Ohne sich indessen in lange Zwiegespräche einzulassen, ging Herr von W. sogleich auf einen Tisch zu, den man mit dem üblichen Glas Wasser und einem Lesepult versehen hatte, und ließ sich davor nieder.

Mit warmen Worten empfahl er dann in einer kurzen Ansprache den Künstlern sein Stück, damit demselben auch hier der Beifall nicht fehlen möge, den es überall, wo es bisher zur Darstellung kam, gefunden habe.

Herr von W., längst als ein ausgezeichneter Vorleser bekannt, las sein Drama mit prächtiger, charakteristischer Färbung der verschiedenen Personen und mit hinreißendem Vortrag der schönen Verse. — Im ersten Akt, welchen „Gertrud" fast allein zu tragen hat, wußte er deren Szene so glänzend und so leidenschaftlich zu gestalten, daß sie als die Hauptrolle erscheinen mußte

und am Schluß des Aktes waren die Anwesenden so ergriffen, daß sie zu stürmischem Beifall hingerissen wurden.

Lina Lamm blickte triumphierend zu Fräulein Zobelspitz hinüber, die verstimmt, wie es schien, ihren japanesischen Fächer à la Mikado spielen ließ.

Jetzt begann der zweite Akt, in dem „Jutta" erscheinen soll. — Hier nun benutzte der schlaue Dichter den früheren Entwurf seines Stückes.

In der Halle eines alten Schlosses sitzt der Burgvogt Wolf und sein Weib und klagt darüber, daß „Jutta", die Herrin, welche heute die Wiederkehr ihres Geburtsfestes begeht, wohl als die Letzte ihres Stammes in die Gruft ihrer Ahnen steigen werde. Beide erinnern sich dann noch des Freudentages, als heut' vor 37 Jahren „Jutta" das Licht der Welt erblickte.

Fräulein von Zobelspitz, deren empfindlichste Stelle hier berührt wurde, und die ihre Rolle für eine jugendliche gehalten — was sie auch in zweiter Lesart war — arbeitete mächtig mit ihrem Fächer. Ihre Erregung war um so größer, als ihre Rivalin höhnisch lächelnd zu ihr herübersah und dabei der Direktorin etwas zuflüsterte. Auch unter den übrigen Mitgliedern wurden lächelnd leise Bemerkungen getauscht.

Man sah, die Dame hatte es nicht verstanden, sich bei ihren Kollegen beliebt zu machen.

Herr von W., der die Wirkung seiner Worte beobachtete, suchte diese zu verlängern, indem er eine Pause machte, um an seinem Glase Wasser zu nippen.

Im ferneren Verlauf der Vorlesung vertraut die Frau des Burgvogts diesem ein dunkles Geheimnis an. Jutta war gegen den Willen ihrer Eltern heimlich vermählt gewesen — und die Frucht dieser Verbindung war der jetzt 20jährige Junker Bernhard. Die Mutter — —

Bei diesen Worten erhob sich Fräulein von Zobelspitz und

verließ, von den spöttischen Blicken der Anwesenden begleitet, in großer Erregung den Salon.

Herr von W. und der Direktor tauschten verständnisinnige Blicke. — Hierauf las der erstere das Stück originaliter zu Ende und errang damit den vollständigen Beifall der gesamten Zuhörer, die schließlich den Dichter mit Glückwünschen und Danksagungen überhäuften.

Als später Herr von W. und der Direktor rauchend und plaudernd beisammen saßen und über den allem Anschein nach gelungenen Koup herzlich lachten, brachte Schiebelmann einen Brief von „Vater Tanne", recte Herrn Lamm. Seine Tochter Lina, wie früher bemerkt, ein hochgebildetes Mädchen, hatte durch die Vorlesung erkannt, daß die elegisch gehaltenene Partie der „Jutta" ihrem künstlerischen Naturell mehr zusage als die medeenhafte „Gertrud", und „Vater Tanne" bat nun den Dichter um Zuteilung dieser Rolle für seine Tochter Lina.

„Nun, dem Manne kann geholfen werden!" rief lachend der Doktor.

„Triumphieren wir nicht zu früh", entgegnete der Direktor, „die Zobelspitz ist unberechenbar und wittert überall Intrigen; noch haben wir die Rolle nicht zurückerhalten."

„Diesmal bin ich meiner Sache gewiß, denn nichts verzeiht eine Dame schwerer als verletzte Eitelkeit. Und mußte es nicht empören, dem jugendlichen ‚Klärchen', ‚Gretchen' und ‚Luise Millerin' eine Mutterrolle mit einem — 20jährigen Sohne aufzubürden?"

Beide lachten so herzlich, daß sie die wiederholte Meldung des Dieners überhörten und Frau von Zobelspitz erst gewahrten, als sie bereits im Zimmer stand.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihre Heiterkeit unterbreche", begann sie mit dem bekannten Daumen- und Nasenspiel, „aber da Sie, Herr Doktor, Fr. noch heute verlassen werden, so drängte

es mich und meine Tochter, vorher eine Angelegenheit mit Ihnen in Ordnung zu bringen."

Herr von W. führte sie zum Sofa und fragte nach ihrem Anliegen.

„Sie waren heute morgen so freundlich, meiner Tochter die Rolle der ‚Gertrud' anzubieten."

„Ja, und sie war so unfreundlich, sie in ihrem Briefe auf das entschiedenste abzulehnen."

„Sie haben vollkommen recht, uns Vorwürfe zu machen, aber das Stück war uns beiden unbekannt. — Meine Tochter bittet jetzt um die Rolle der ‚Gertrud' und wird sie mit dem ganzen Aufgebot ihres Talents darzustellen suchen! Hier ist die ‚Jutta' zurück." — Damit legte sie die Partie vor dem Dichter nieder. Allein dieser wollte einen vollständigen Triumph genießen und zeigte sich plötzlich äußerst schwierig:

„Ich glaube kaum, daß sich Fräulein Lamm, nachdem sie das Stück kennen gelernt, entschließen wird, die Rollen zu tauschen!"

„Mein hochverehrter Herr Doktor", begann nun die Theatermutter mit drängendem Eifer und in angstvollem Tone, „es bedarf ja doch nur eines Wortes von Ihnen und die Rolle wird der Lamm abgenommen! Wollen Sie Ihr herrliches Werk von einer solchen — Sie verstehen mich — in Frage gestellt sehen?! Herr Doktor, meine Tochter thut sich ein Leid an, wenn Sie unbarmherzig sind!"

„Nun, nun, ich werde noch heute mein Möglichstes thun, Ihre Bitte zu erfüllen, und ich hoffe, Ihre Tochter und auch Sie werden mir für meine schwere Aufgabe — dankbar sein?"

„O, Herr Doktor, wie liebenswürdig Sie sind!" rief überselig die Theatermutter, „ich möchte Sie küssen, wenn Sie's erlaubten?"

„Nein, ich danke", rief hastig Herr von W., „so vermessen sind meine Wünsche nicht!"

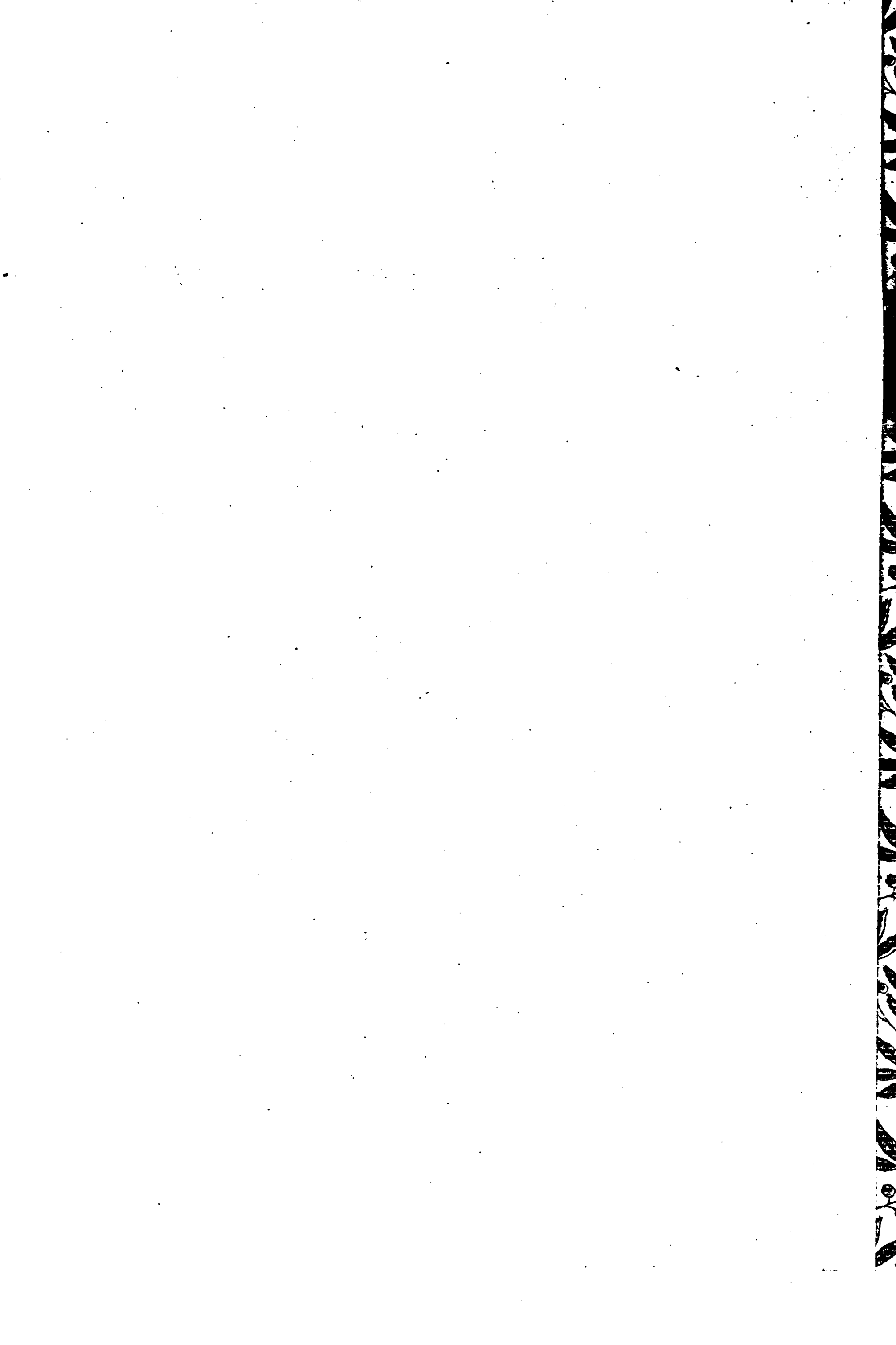
Nachdem er wiederholt die Zusicherung gegeben, die Umänderung der Rollen veranlassen zu wollen, empfahl sich Frau von Zobelspitz, diesmal mit freudiger Betrachtung ihres Daumens. Ihre Stimmung war eine so glückliche, daß sie draußen im Vorzimmer zum erstenmal dem Schiebelmann ein Trinkgeld gab und ihm ein zweites versprach, wenn er ihrem Gundelchen noch heute die Rolle der „Gertrud" bringen würde.

Schiebelmann war von dieser ungewöhnlichen Generosität so überrascht, daß er verblüfft ausrief: „Nun geht die Welt unter!"

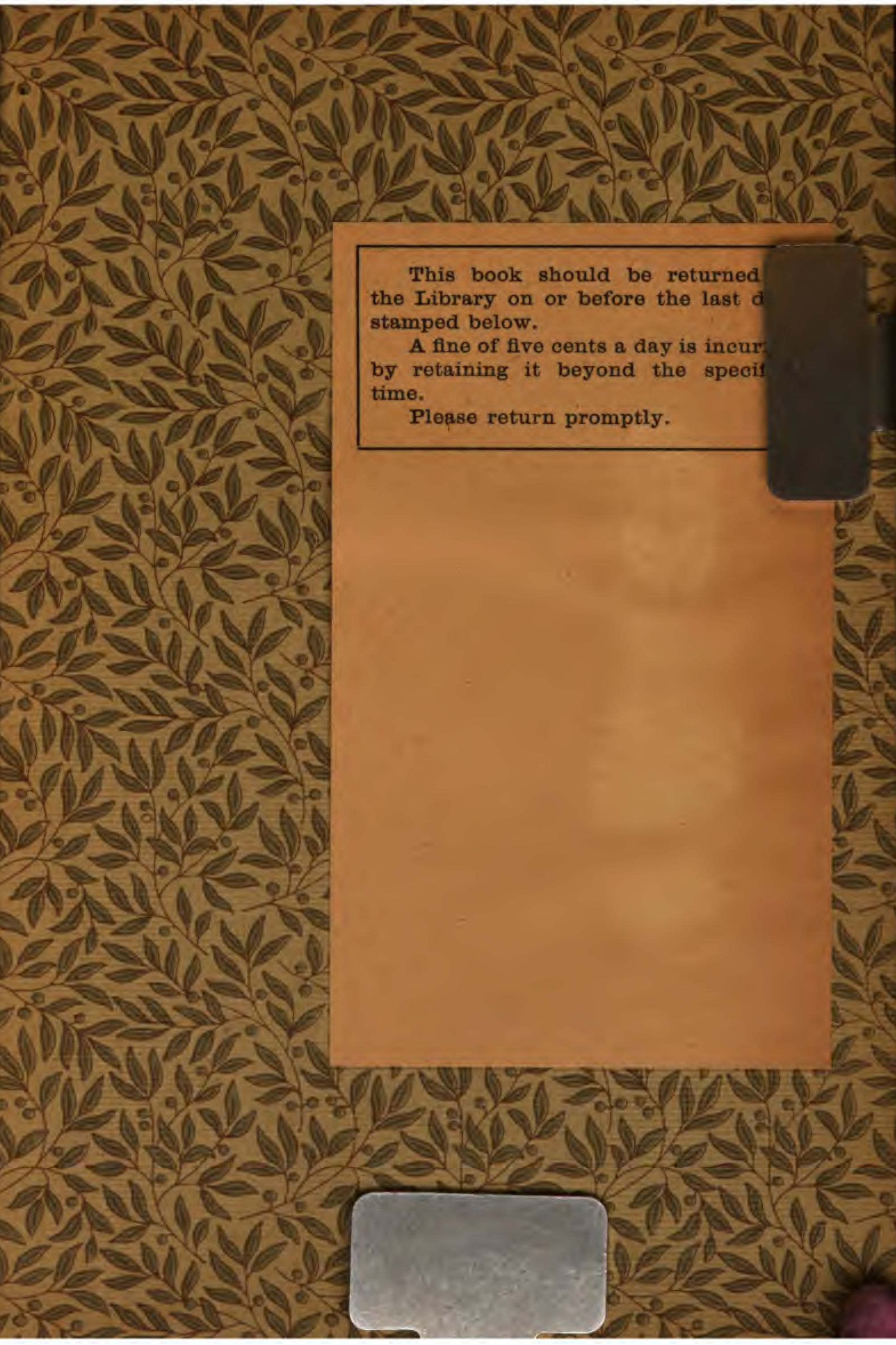
Als Herr von W. am späten Abend den Wagen bestieg, der ihn nach dem Bahnhof bringen sollte, war alles geordnet, der Wunsch der beiden Damen und somit auch der Wunsch des Dichters erfüllt. Bei der Übergabe der Rollen soll Schiebelmann über die Trinkgelder von „Vater Tanne" und „Mutter Zobelspitz" abermals hoch erstaunt gewesen sein.

Als sich der Direktor am Wagenschlag in herzlichster Weise von seinem Gast empfahl, schloß er mit den Worten:

„Heute, Herr von W., haben Sie glänzend als Schauspieler debütiert; wenn wir uns bei der Aufführung Ihres Stückes wiedersehen, werden Sie hier, wie ich hoffe, ebenso glänzend als Dichter reüssieren."






This book should be returned
the Library on or before the last d
stamped below.
A fine of five cents a day is incur
by retaining it beyond the specif
time.
Please return promptly.

